kupferblau

DAS CAMPUSMAGAZIN



DIE QUAL DER WAHL

SOMMERSEMESTER 2021 - DIE 44. AUSGABE DES TÜBINGER CAMPUSMAGAZINS

INHALT

DIE QUAL DER WAHL BEIM LESEN!

kupferblau_redaktion
kupferblau
Kupferblau

EY PUPPE, GEILER ARSCH: CATCALLING IN TÜBINGEN S.06
STUDIENGANGWECHSEL: STUDIERE ICH DAS RICHTIGE FÜR MICH? S.10
INTERVIEW MIT EINER KRANKENSCHWESTER AUS DER PALLIATIVPFLEGE S.12
DIE WELT DER UNBEGRENZTEN MÖGLICHKEITEN S.18
DIE BANALITÄT DES ALLTAGS S.21
UMFRAGE: DIE QUAL DER WAHL IN TÜBINGEN S.24
BOOMER VS ZOOMER S.25
EINE GESCHICHTE VON SUCHEN UND FINDEN S.28
BIO-LOGISCH? S.30
BAFÖG, BILDUNG UND BEZAHLBARKEIT S.38
GENDERN: *-STUNDE DER POLARISIERUNG S.42
GROSSE LIEBE GESUCHT S.48
WENN DIE KUNST IN DER QUAL DER WAHL VERLOREN GEHT S.51
RÄTSELRATEN S.54
STUDIERENDENJOB: SIMULATIONSPATIENT:IN S.56
INTERNATIONALER ARTIKEL: PROST TO NEW EXPERIENCES S.57
AUF EINE TASSE KAFFEE MIT PROFESSOR SCHLUMBERGER S.59
INTERVIEW MIT EINER BERÜHMTHEIT: LISA FEDERLE S.62
AUFLÖSUNG RÄTSELRATEN S.65
IMPRESSUM S.66



v. l. n. r.: Pascal Luh, Marvin Feuerbacher, Clara Eiche, Sinem Tuncer | *Foto: Daniel Böckle*

Liebe Lesende!

Corona - niemand kann es mehr lesen, hören, fühlen, sehen oder riechen. Es sind mittlerweile alt bekannte Muster - Online-Seminare, Stunden und Tage vor dem Bildschirm, eingesperrt im Wg-Zimmer, die Struktur geht flöten. So lange war die einzige intime Begegnung das eigene Gesicht, dass sich im schwarzen Screen vor der nächsten Serien-Folge spiegelte. Und dann kommt plötzlich der Sommer und alle rasten aus.

Der Bota ist bis oben voll mit Menschen, Abiturient*innen, die ihre vergehende Jugend beklagend schnell wieder zu alten Rauschzuständen zurückfinden; in der Innenstadt pöbelnde Atzen, die einfach mal wieder raus wollten.
Dabei war es gar nicht so schlimm, ließe sich jetzt im Quasi-Nachhinein sagen. Mensch gewöhnt sich doch irgendwie an alles. An langweilige Online-Vorlesungen, an Ein-Raum-Routine. Daran, nicht so viele Entscheidungen treffen zu müssen. Denn wer nicht raus kann, braucht sich auch keine Gedanken darüber zu machen, was man draußen alles machen könnte. Doch jetzt droht sie wieder, die nahende Zukunft, mit schier unendlichen Möglichkeiten. Sobald die Zeit des Wartens ein Ende hat, rollen mit ihr die Verpflichtungen einer sozialen Welt auf uns zu. Sich mit Freund*innen treffen? Noch ein bisschen im Bota chillen? Vielleicht sogar tanzen gehen?

In dieser Ausgabe haben wir uns genau mit dieser Problematik auseinandergesetzt, mit der Qual der Wahl, die uns in unseren Leben begleitet und die uns auch während der Pandemie keine Ruhe lässt. Denn Entscheidungen gab es im letzten Jahr auch. Sie waren vielleicht nicht kleiner, aber zumindest zentrierter auf die eigene Person. Will ich das weiter studieren, was mich gerade eigentlich eher anödet? Ist eine wissenschaftliche Laufbahn wirklich mein Ding? Mit wem bin ich da eigentlich seit zwei Jahren zusammen?
Auch wir standen vor der Wahl: Wieder eine Print im Lockdown? Doch wir haben uns zum zweiten Mal als Redaktion der Herausforderung gestellt unter Zoom-Bedingungen eine Print-Ausgabe auf die Beine zu stellen und freuen uns, euch die neue Kupferblau präsentieren zu können.

Die Ausgabe ist wieder voll gefüllt mit spannenden Artikeln und bietet euch, liebe Leser*innen die Qual der Wahl, welche Artikel ihr (zuerst) lest.
Am Besten natürlich gleich alle nacheinander. ;)

Viel Spaß beim Lesen wünscht eure Chefredaktion:

Pascal Luh
Chefredaktion Print

Clara Eiche
Chefredaktion Online

Sinem Tuncer
Chefredaktion Online

Marvin Feuerbacher
Herausgeber

Du willst die Uni mitgestalten, weißt aber nicht wie?

Mehr Infos findest du unter stura-tuebingen.de

Arbeitskreise sind für alle offen und du kannst jederzeit mitmachen! Sie werden durch den StuRa mit bestimmten Aufgaben und Rechten betreut. Jede*r kann zu einem Treffen einladen. Infos dazu gibt euch unser VS-Büro.

Gremien, StuRa und Komissionen arbeiten zu unterschiedlichen Themen an unserer Uni. Hier werden Studierende beteiligt. Die dort Aktiven werden gewählt oder benannt. Wie du mitmachen kannst, erfährst du bei den Hochschul-gruppen, die **Wahllisten** aufstellen.

Die **Studentische Vollversammlung** findet einmal im Semester statt und lädt alle Studis ein sich zu beteiligen. Sie ist der zentrale Ort studentischer Willensbekundung und -bildung.

Was möchtest Du verändern? Finde die passende Gruppe für dein Anliegen – oder gründe selbst eine!

Zu fast jedem Thema gibt es eine **Hochschulgruppe**. Sie kann so vielfältig sein wie du und ist ein guter Ort um dein Engagement zu starten!

Deine **Fachschaft** setzt sich für die Belange der Studis ein. Wenn du konkret an deinem Studiengang mitgestalten möchtest, ist das der richtige Ort für dich!

Referate sind durch den StuRa gewählte Vertreter*innen, die eine Schnittstelle zwischen der Öffentlichkeit, Hochschulgruppen, dem StuRa und den Studis darstellen. Hier kannst du dich einfach bewerben - achte auf die Ausschreibungen!



KUPFERPLAUSCH

„Nach dem Abi trifft man eine Entscheidung und die zieht man durch.“

Studiengangwechsel: Studiere ich das Richtige für mich?, S.10

EY PUPPE, GEILER ARSCH
Catalling in Tübingen



Der „Wolverine“-Griff: Eine weitere Vorsichtsmaßnahme, zu der viele greifen, um sich im Falle eines Angriffs selbst verteidigen zu können.
Foto: Anne Abraham

Catcalling und sexuelle Belästigung sind unsere ständigen, ungewollten Begleiter im Alltag. Auch in der Universitätsstadt passiert dies häufiger, als uns lieb wäre. Initiativen wie Catcalls of Tübingen prangern übergriffiges Verhalten an und decken so tiefergreifende Missstände auf.

Meine Freundin steht auf der Rolltreppe, als der Mann sie anspricht. Er ist älter als sie, circa sechzig und sagt, sie sei die perfekte Frau für ihn. In seinem Leben habe er noch nie jemanden gesehen, der so schön sei wie sie, und sie solle mit ihm kommen. Vor und hinter ihr auf der Rolltreppe stehen andere Menschen, von denen keiner eingreift. In diesem Moment greift der Mechanismus: Wegdrehen, ignorieren, ihm bloß keine Aufmerksamkeit schenken und am Ende der Rolltreppe so schnell weggehen, wie möglich.
Es sind einstudierte Reaktionen, die viele FLINTA* Personen trainieren, seit sie zwölf oder dreizehn Jahre alt sind. Denn sobald sie auch nur annäherungsweise als weiblich gelesen werden, machen viele die ersten Erfahrungen mit verbaler sexueller Belästigung. Hierzu zählt auch das Catcalling. Nahezu alles von Kussgeräuschen, Hinterherpfeifen und Hupen über anzügliche Rufe bis hin zu Kommentaren, wie meine Freundin sie erlebt hat, fällt unter diesen Überbegriff.

Das Akronym FLINTA* setzt sich aus den Worten Frauen, Lesben, Inter, Trans und Agender zusammen und macht auf Identitäten aufmerksam, die durch patriarchalische Strukturen und unter sexueller Diskriminierung leiden.
Dieser Artikel soll auf sexuelle Belästigung gegenüber FLINTA* Personen hinweisen und ist deshalb explizit aus dieser Perspektive geschrieben. Wir wollen nicht ausschließen, dass alle Menschen von sexualisierter Gewalt betroffen sein können.

„Das war ja nur als Kompliment gemeint“ – so lautet oftmals die Reaktion, wenn jemand den Mut aufbringt, Catcalling zur Rede zu stellen. Und hier beginnt das eigentliche Problem. Oftmals registrieren Täter*innen das Fehlverhalten gar nicht als solches, sondern interpretieren ihre verbale Belästigung als Flirtversuch. Dabei verläuft hier eine wichtige Grenze. Den Unterschied macht die Intention. Ein Flirtversuch zeigt ehrliches Interesse und sollte auch ohne Probleme abgelehnt werden können. Einen Catcall kann man nicht ablehnen – er passiert einfach. Das macht ihn übergriffig und objektifizierend. Statt Interesse an einer Person zu zeigen, reduzieren Catcaller*innen ihre Opfer öffentlich und in einem sexualisierten Kontext auf ihr Aussehen. Und ganz ehrlich – wer „Ey Puppe, geiler Arsch“ für ein sinnvolles Kompliment hält, sollte wahrscheinlich ohnehin sein Flirtverhalten überdenken.

Dass solche verbalen Übergriffe auch in der Universitätsstadt passieren, zeigt der Instagram-Account Catcalls of Tübingen. „Wir kreiden Belästigung an“, heißt es in der Beschreibung, und das nehmen die Initiatorinnen wörtlich. Katja, Camilla und Hannah markieren Catcalls mit Kreide an den Orten, an denen sie geäußert wurden. Alle Kreidezeichen basieren auf Einreichungen von Abonnent*innen.



Foto: Instagram @catcallsoftuebingen

Die Idee zum Projekt stammt eigentlich aus New York, genauer gesagt vom Account @catcallsofnyc. Aktivistin Sophie Sandberg gründete ihn 2016, mittlerweile folgen junge Menschen weltweit in verschiedenen Städten ihrem Beispiel. Gemeinsam bilden sie die #ChalkBack-Bewegung: eine Reihe von „@catcallsof"-Accounts, welche sich als Ziel gesetzt haben, auf der ganzen Welt gegen sexuelle Belästigung im öffentlichen Raum vorzugehen.

Die Tübinger Initiatorinnen sind seit 2020 aktiv. Sie wollen Opfern von Belästigung eine Stimme geben und zur Diskussion anregen. Aber auch potenzielle Catcaller*innen möchten sie mit den Markierungen erreichen: Sie hoffen, dass diese reflektieren, welche Auswirkungen ihre Äußerungen auf andere haben. Die Reaktionen seien überwiegend positiv, erzählen Camilla und Katja. Inzwischen hat der Account über 1000 Follower*innen.



Foto: Instagram @catcallsoftuebingen

Doch je mehr Popularität der Account gewinnt, desto klarer wird auch, welche Ausmaße das Problem hat. Auch in Tübingen – trotz des hohen Bildungsgrades, trotz der Progressivität und des Feminismus. „Ich würde nicht sagen, dass es hier weniger passiert, sondern dass es hier (…) einfach verdrängt wird, weil es nicht in dieses linke Bild von Tübingen passt.", meint Camilla. „Es (kommt) auch in den gebildeten Schichten vor. Wir hatten auch mal eine Nachricht von einer Krankenschwester, die von den Ärzten am Arbeitsplatz belästigt wurde. (…) Die hatten ja eigentlich genug Möglichkeiten, sich an der Uni damit auseinanderzusetzen."

Sexuelle Belästigung sei keine Frage der Bildung, könne aber durch Präventionsmaßnahmen verhindert oder zumindest eingedämmt werden. „Wenn wir kreiden, hören wir oft ‚Muss das sein, hier laufen Kinder vorbei' – aber Kinder müssen das auch lernen. Catcaller*innen waren auch mal Kinder. Je früher wir ihnen (das richtige Verhalten) beibringen, desto besser", stellen die Initiatorinnen klar. „Das Problem fängt schon in der Erziehung an, wenn wir Jungen beibringen, dass sie Mädchen umgarnen müssen, dass ein Nein nicht immer Nein heißt."

Nicht immer fällt es den drei jungen Frauen leicht, so abgeklärt mit dem Thema umzugehen. Der tägliche Umgang mit Catcalling belaste sie auch, manchmal müssen sie Abstand vom Account nehmen. „Oft wird man auch wütend und paranoid", gibt Camilla zu, „aber da hilft das Kreiden schon weiter. Ich sage ganz oft, dass das so eine Katharsis ist. Du kreidest das runter und die Leute müssen es sehen." Das Wissen darum, dass sie mit ihrer Arbeit anderen eine Stimme geben, motiviert sie. Opfer haben nicht immer die Kraft, sich selbst zu wehren. Denn oft ist es gar nicht so einfach, eine angemessene Reaktion auf einen Catcall zu finden. „Wenn man es schafft, ist es immer toll, irgendwas zu sagen", meint Katja. „Solange man sich wohl fühlt, sollte man genau das sagen, was man sagen möchte (…). Das fühlt sich dann auch echt gut an."

Wenn man sich in einer gefährlichen Situation befindet oder einfach überfordert ist, sei es aber natürlich auch valide, nichts zu erwidern. So schenkt man den Täter*innen keine zusätzliche Beachtung. Auch sie selbst könne sich nicht immer zu einer Erwiderung durchringen: „Im Nachhinein ärgere ich mich immer, wenn ich nichts gesagt habe, und nehme mir dann vor, es beim nächsten Mal zu machen."

„Doch je mehr Popularität der Account gewinnt, desto klarer wird auch das Ausmaß des Problems."

Geht der Kampf gegen Belästigung über verbale und gekreidete Erwiderungen hinaus, wird es leider noch komplizierter. Catcalling ist Deutschland bis dato keine Straftat. Und selbst wenn es so wäre, kritisiert Katja, wäre es schwierig, Anzeige zu erstatten: „Die Frage ist immer, wie weist man das nach. Manchmal hat man ‚Glück' und kann was filmen." Das sei aber nicht immer der Fall. Trotzdem wäre die Kriminalisierung von Catcalling in den Augen der Initiatorinnen ein großer Schritt in die richtige Richtung. Der Status, den verbale Belästigung dadurch erhalten würde, ließe sich nicht mehr leugnen: „Dann könnte man sagen: Was du grade machst, ist illegal – vielleicht überdenkst du mal, warum." Daher unterstützt Catcalls of Tübingen eine aktuelle Petition mit dem Ziel, Catcalling strafbar zu machen. Zur Zeit wird die Petition vom Justizministerium bearbeitet. In einigen Fällen könnte ein anderes Gesetz schon weiterhelfen: „Beleidigungen sind schon strafbar. Das heißt, wenn man auf der Straße sonstwas hinterhergerufen bekommt, kann man die Leute anzeigen", merkt Katja an.

Einige europäische Länder wie Portugal, Frankreich und Belgien sind uns an dieser Stelle schon einen Schritt voraus. In Frankreich drohen Tätern zum Beispiel Geldstrafen von bis zu 750€ - wenn den Opfern Glauben geschenkt wird. Denn häufig steht hier Aussage gegen Aussage. Fragen wie „Was hattest du denn an?" sind keine Seltenheit – als trüge das Opfer selbst die Schuld am Übergriff. Dabei hat das eine mit dem anderen so gut wie nie etwas zu tun. „Viel" oder „wenig" Haut zu zeigen, allein oder in der Gruppe unterwegs zu sein, tagsüber oder nachts – nichts schützt wirklich vor Übergriffigkeit. Auch Katja und Camilla erklären ganz deutlich: „Es geht überhaupt nicht darum, was man anhatte, weil nie die Schuld bei der Person liegt, die belästigt wurde, sondern immer beim Täter." Wenn im Gespräch Sätze wie „Was hatte sie denn an?" fallen, empfehlen sie Gesprächsbereitschaft. „Ich würde immer versuchen, die Diskussion zu suchen mit der Person, die so etwas sagt, und ihr genau zu erklären, dass das mit strukturellem Sexismus zu tun hat."

Das Gespräch suchen – das ist für die Initiatorinnen von Catcalls of Tübingen das wichtigste Mittel zur Bekämpfung des Problems. Einerseits in Form von Prävention, also Aufklärungsmaßnahmen in Schulen, Unis und am Arbeitsplatz. Andererseits appellieren sie aber auch an unser aller Zivilcourage. Wer Catcalling und Belästigung im Alltag registriert, solle nicht zum/zur Bystander*in werden, sondern wenn möglich einschreiten. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich irgendjemand nicht darüber freuen würde, Hilfe angeboten zu bekommen, wenn man offensichtlich gerade eine unangenehme Situation erlebt hat."

Catcalling und sexuelle Belästigung gehören leider noch lange nicht der Vergangenheit an. Dagegen vorzugehen, kostet viel Kraft. Sicherlich wäre es manchmal einfacher, sich einfach damit abzufinden und die Aggressionen einzustecken. Viel einfacher, als jedem Catcall etwas zu entgegnen, einfacher, als die Straßen mit Kreide zu bemalen oder eine Anzeige zu erstatten. Es ist ermüdend, jeden Tag denselben Kampf zu kämpfen.

Aber der Gedanke, dass noch unsere Töchter und Enkelinnen dieselben Mechanismen beherrschen werden wie wir - wegdrehen, ignorieren, ihm bloß keine Aufmerksamkeit schenken, am Ende der Rolltreppe so schnell weggehen wie möglich – ist noch viel beängstigender.

Das nächste Mal, wenn ihr die Person auf der Rolltreppe seid, bleibt nicht stumm. Verschließt nicht die Augen, sondern kämpft – oder kreidet – gegen Belästigung an.



Anne Abraham (20)

hatte die Wahl zwischen Kupferblau und Klausurvorbereitung (und hat wahrscheinlich die falsche Entscheidung getroffen).

Studiengangwechsel - Studiere ich das Richtige für mich?



Foto: Julian Schmid

Als Student, der gerade einen Studiengangwechsel durchführt, habe ich mich mit anderen Student*innen über dieses Thema unterhalten und herausgefunden, dass dies für viele, vor allem in unteren Semestern, als Taboo gilt. „Nach dem Abi trifft man eine Entscheidung und die zieht man durch." Ich habe diesen Artikel geschrieben, um dieses Stigma zu brechen, anderen Student*innen einen Einblick in den Studiengangwechsel zu verschaffen und einigen vielleicht sogar die Entscheidung zu erleichtern.

SO VIELE MACHEN ES

Da die Universität Tübingen leider keine Statistik über Studiengangwechsel führt, habe ich selbst eine Umfrage erstellt und verschiedene Gruppen von Student*innen befragt. Dabei ist herausgekommen, dass ca. 40% der Befragten ihren Studiengang gewechselt haben. Zwei Gründe für den Studienwechsel stachen hier mit deutlicher Mehrheit heraus:

1. Der Studiengang war nicht, was man sich vorgestellt hatte.
2. Verbesserte Berufsaussichten im neuen Studiengang.

Von den Befragten, die ihren Studiengang nicht gewechselt haben, haben ca. 60% angegeben, dass sie es in Erwägung gezogen hatten ihren Studiengang zu wechseln. Auch hier gab es einen Grund, der sich deutlich von den Nennungen abhob: Dass man das Fach schon zu lange studiert habe und diesen Fortschritt nicht „wegwerfen" wolle.

SO GEHT ES

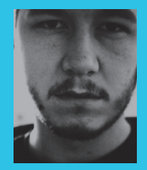
Einmal eingeschrieben an der Uni ist der Studiengangwechsel einfacher als gedacht. Hierfür braucht man verschiedene Formulare, je nachdem, was für einen Wechsel man durchführt. Diese findet man ganz einfach auf der Webseite der Uni Tübingen unter: „Umschreibung", mit Informationen und Kontaktdaten für das Studentensekretariat, falls man weitere Fragen hat. Die ausgefüllten Formulare schickt man im angegeben Zeitraum ab und voilà, fertig ist der Studienwechsel.

DAS IST ZU BEACHTEN

Natürlich gibt es auch einige Dinge die man beachten muss, wenn man den Studiengang wechselt. Hauptsächlich die Voraussetzungen des neuen Studiengangs; hat der Studiengang einen Numerus Clausus, braucht man eine weitere Fremdsprache, gibt es einen Eignungstest, etc.. Um diese Sachen herauszufinden, empfehle ich eine studienfachliche Beratung, diese ist ab dem dritten Semester auch Pflicht. Kontaktdaten und Sprechzeiten findet man auch auf der Webseite der Uni Tübingen unter: „Studienfachberatung". Falls ihr BAföG beantragt, solltet ihr das auch bei der Beratung ansprechen, dort werdet ihr informiert wie dieses von dem Studienwechsel beeinträchtigt wird.

SCHLUSSWORT

Wenn du dir unter deinem momentanen Studiengang etwas anderes vorgestellt hast oder auch nur unsicher über Zukunftsaussichten bist und es in Betracht ziehst, deinen Studiengang zu wechseln: Es machen mehr Student*innen als man denkt, es ist einfacher als gedacht und es gibt eine ausführliche Beratung.
Kontaktiere einfach mal die studienfachliche Beratung oder auch Student*innen des Studienfachs an dem du interessiert bist und finde heraus ob dieser für dich ist.



David Endl (26)

hatte die Wahl zwischen Studiengangwechsel und Studienabbruch.

Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde …

HERMANN HESSE, STUFEN



Interview mit einer Krankenschwester aus der Palliativpflege

Foto: Karin Gonser

Sich täglich mit dem Thema Sterben zu beschäftigen, ist für viele Menschen unvorstellbar. Dabei gehört es fest zum Leben dazu. In der Palliative Care werden Menschen begleitet, die wissen, dass sie nicht mehr lange zu leben haben. Ich habe mich mit der Krankenschwester Karin Gonser unterhalten, die auf einer Palliativstation arbeitet und mir Einblicke in eine Welt gegeben hat, die trotz allen Leidens von Dankbarkeit und Wertschätzung geprägt ist.

Kupferblau: Hallo Karin. Welche Farbe assoziierst du mit dem Tod?

Karin Gonser: Keine bestimmte Farbe. Ich finde, wenn es ein fröhlicher Mensch war, passt es nicht, wenn auf der Beerdigung alles schwarz und trist ist. Das passt dann eigentlich nicht zu der Persönlichkeit des Menschen, an den gedacht wird. So gesehen könnte man sagen, der Tod ist für mich bunt.

Kupferblau: Was genau ist Palliative Care?

Karin: Palliativ Care bedeutet, dass ein Mensch möglichst symptomfrei seine letzte Lebenszeit verbringen und gut sterben kann. Das heißt in der praktischen Umsetzung, dass er bis zum letzten Moment Lebensqualität hat, also ohne Schmerzen ist und sich einigermaßen wohlfühlen kann.

Kupferblau: Wie gut wurdest du in deiner Ausbildung (1986) auf die Themen Tod und Sterben vorbereitet?

Karin: Überhaupt nicht. Das wurde in der Ausbildung gar nicht thematisiert. Das erste Mal den Tod eines Patienten mitzuerleben, war dann etwas ganz Besonderes und Unheimliches für mich. Bei mir war es zudem noch eine blöde Geschichte, weil wir vor dem Tod der Patientin nicht so richtig auf sie eingegangen sind und es dann ganz schnell ging. Das war mir eine Lehre. Heute würde mir das nicht mehr passieren, weil ich den Menschen und seine Persönlichkeit viel mehr im Blick habe.

Kupferblau: Weißt du, ob das Thema Tod mittlerweile in der Ausbildung des Krankenpflegers/der Krankenschwester angekommen ist?

Karin: Ja, heute ist das Thema Tod fester Bestandteil der Ausbildung. Die Schüler müssen während ihrer Ausbildung entweder auf die Onkologie oder die Palliativstation, um auch mit dem Thema Sterben konfrontiert zu werden. Ich finde es nur ein bisschen krass, wenn sie gleich in ihrem ersten Lehrjahr auf eine dieser Stationen geschickt werden, weil es ein sehr belastendes Thema sein kann. Auf der anderen Seite können wir den Schülern erklären und zeigen, wie wir mit Sterbenden arbeiten und worauf es ankommt. Die Wertschätzung der Patienten steht in der Palliative Care an erster Stelle. Wenn wir die Patienten, nachdem sie verstorben sind, noch für ihre Angehörigen herrichten, also neue Klamotten anziehen und die Infusionen usw. entfernen, sprechen wir mit der Person und behandeln sie, als wäre sie noch anwesend. Zum einen aus Respekt vor dem Verstorbenen, zum anderen aber auch für uns selbst, weil wir wenige



Karin Gonser. *Foto: Karin Gonser*

Minuten vorher ja noch mit der Person gesprochen haben. Es handelt sich dabei ja immer noch um die gleiche Person. In vielen Hospizen machen sie außerdem noch das Fenster auf, mit dem Gedanken, dass die Seele entschwinden kann. Wenn wir den Verstorbenen für die Angehörigen herrichten, legen wir ihm außerdem eine Blume auf den Bauch und zünden eine Kerze an, die wir auf den Nachttisch stellen. Das gehört zu unserem festen Ritual. Auch im Flur zünden wir eine Kerze an, die wir so lange brennen lassen, bis der Verstorbene die Station verlassen hat.

Kupferblau: Wie unterscheidet sich die Palliativstation von einem Hospiz?

Karin: Auf der Palliativstation ist immer noch Akutmedizin im Einsatz. Häufig kommen die Menschen zu uns, weil es zu Hause nicht mehr geht, weil sie zum Beispiel massive Schmerzen haben und bestimmte Medizin benötigen. Wir geben auch noch palliative Chemos, allerdings nicht mehr mit dem Ziel zu heilen,

sondern mit dem Ziel, die Schmerzen zu lindern, um die verbleibende Zeit so angenehm wie möglich zu gestalten. Ich erlebe es bei uns oft, dass die Symptome so gut abgeschwächt werden, dass die Menschen nochmal nach Hause gehen können. Im Hospiz werden keine heilenden Maßnahmen mehr ergriffen, da geht es nur noch um Symptomkontrolle, das heißt, die Schmerzen und andere Symptome zu lindern, bis die Person stirbt.

Visite vorbereiten, Zugänge und Abgänge organisieren. Wir sind also an einen gewissen Ablauf gebunden. Im Hospiz können Gäste auch später aufstehen, wenn sie das wollen. Es wird geschaut, dass die Gäste gemeinsam essen, der Fokus kann also mehr auf die Gemeinschaft als auf den Ablauf gelegt werden. Es bleibt auch viel mehr Zeit für so Dinge wie Aromatherapien und Einreibungen. Es wird also viel mehr auf den Genuss geachtet. Im

GUT ZU WISSEN:

Für Schwerstkranke und Sterbende gibt es zur Versorgung die Palliativstationen der Krankenhäuser, die Hospize und die SAPV zur ambulanten Versorgung.

In Tübingen gibt es bisher noch kein Hospiz. Es werden aktuell Spenden gesammelt, um das Vorhaben zu realisieren. Unter folgender Internetadresse können Spenden getätigt werden, um dieses wichtige Projekt zu unterstützen: www.hospiz-tuebingen.de. Bereits seit den 70er Jahren ist das Paul-Lechler-Krankenhaus für seine sehr gute Palliativversorgung bekannt. Seit 2014 gibt es eine eigene Palliativstation. Im Jahr 2018 kam eine weitere Palliativstation im Universitätsklinikum Tübingen dazu. (Quelle: www.hospiz-tuebingen.de/hospiz/)

Die SAPV wird von der AOK wie folgt definiert:
„Bei der spezialisierte ambulante Palliativversorgung, kurz SAPV, arbeiten Ärzte und Pflegedienste in einem Palliative-Care-Team (PCT) zusammen. Die SAPV umfasst ärztliche und pflegerische Leistungen einschließlich ihrer Koordination, insbesondere zur Schmerztherapie und Symptomkontrolle, und zielt darauf ab, die Betreuung der Versicherten in der vertrauten Umgebung des häuslichen oder familiären Bereichs zu ermöglichen.“

Kupferblau: Wie hast du die Arbeit im Hospiz im Vergleich zum Krankenhaus erlebt?

Karin: Im Hospiz wird viel mehr auf den Rhythmus der sogenannten Gäste eingegangen. Im Krankenhaus hat man immer noch diverse Vorgaben. Wir müssen jeden Morgen die Vitalzeichen erfassen,

Krankenhaus ist für so etwas nicht so viel Zeit. Ich schaue dann manchmal, dass ich das Waschen auf das Nötigste beschränke und die übrige Zeit nutze, um dem Patienten auch mal eine Fuß- oder Rückeneinreibung zu geben.

Kupferblau: Wie wird das Hospiz eigentlich finanziert?

Karin: Mittlerweile wird das von der Pflegekasse und der Pflegeversicherung finanziert. Das war nicht immer so. Früher mussten sich Hospize über Spenden finanzieren. In den letzten Jahren hat sich das aber verändert, weil die Nachfrage immer mehr gestiegen ist. Man kann entweder über das Krankenhaus bzw. den Hausarzt angemeldet werden oder man kümmert sich selbst darum. Es ist auch möglich, Hospize zu besichtigen, bevor man sich für eines entscheidet. Leider gibt es nach wie vor viel zu wenige Plätze in den Hospizen, weswegen es zu langen Wartelisten kommt. Deshalb gibt es auch noch ambulante Palliativ Care-Dienste, wie zum Beispiel die SAPV (s. Infokasten), die zu den Menschen nach Hause fahren. Das ist dann eine ambulante Alternative zu einem Hospiz. Es werden außerdem immer mehr Hospize gebaut, aber immer noch zu wenige im Vergleich dazu, wie viele Menschen auf einen Platz angewiesen wären.

Kupferblau: Was ist unter Sterbebegleitung zu verstehen?

Karin: Das wichtigste ist der Fokus darauf, dass der Patient symptomfrei ist und wahrzunehmen, was er braucht. Manche Patienten sind sehr viel allein, nach denen müssen wir dann etwas öfter schauen. Es gibt auch einen Seelsorgedienst im Krankenhaus, den wir manchmal für Patienten in Anspruch nehmen. Oder wir holen ehrenamtliche Helfer zu uns auf Station, die sich ein paar Stunden mit einem Patienten



Foto: Karin Gonser

beschäftigen, weil wir das zeitlich nicht leisten können. Außerdem sind Angehörige sehr wichtig. Wir haben einen Raum auf Station, der wie ein Wohnzimmer eingerichtet ist, mit Sofas und Zeitschriften für die Patienten. Wenn der Patient noch etwas fitter ist, haben wir noch weitere Angebote zur Begleitung. Wir haben ein Klavier, das unter anderem von unserer Musiktherapeutin genutzt wird, wenn sie mit den Patienten musiziert. Vor Corona hat sie auch manchmal mit mehreren Patienten zusammen gesungen. Wir haben außerdem noch eine Kunsttherapeutin, die einmal pro Woche auf unsere Station kommt, um mit den Patienten zu töpfern oder zu malen. Einmal pro Woche haben wir eine interdisziplinäre Besprechung, bei der auch die Therapeutinnen dabei sind und die können uns nochmal ganz neue Sachen über die Patienten erzählen, die sie in der Therapie erfahren haben und uns Pflegekräften so noch nicht bekannt waren.

Kupferblau: Wie viel Kontakt habt ihr auf der Palliativstation mit den Angehörigen?

Karin: Angehörige sind total wichtig für unsere Arbeit, weil sie für den Sterbenden da

sind. Außerdem betreuen wir die Angehörigen mit. Das kann bedeuten, dass man ihnen klar machen muss, in welche Richtung es mit dem Patienten geht. Manchmal heißt das auch, sehr deutlich zu werden, dass es bald auch zu Ende gehen kann. Zum anderen helfen wir ihnen auch mit organisatorischen Dingen, wenn sie überfordert sind oder nicht wissen, was es zu beachten gilt. Den Umgang mit Angehörigen habe ich durch jahrelange Berufserfahrung gelernt. Nach meiner Ausbildung bin ich auf die Onkologie gegangen und habe seitdem mit dem Sterben zu tun.

Kupferblau: Warum hast du dich dazu entschieden, in den Bereich der Palliative Care zu gehen?

Karin: In der Palliative Care steht der Mensch im Mittelpunkt und das war mir immer schon sehr wichtig. Dieser Aspekt wird auf vielen anderen Stationen durch andere Dinge überlagert. Wenn du lange auf einer Station gearbeitet hast, auf der schwerkranke Menschen liegen und regelmäßig jemand stirbt, ist es trotz aller Bürde sehr schwer, wieder auf eine Station zu wechseln, auf der es um alltägliche Probleme geht, die nicht lebensbedrohlich

sind. Die Patienten, die wir betreuen, sind auf unsere Hilfe angewiesen und sehr dankbar für die Arbeit, die wir leisten.

„Angehörige sind total wichtig für unsere Arbeit, weil sie für den Sterbenden da sind.“

Ein Patient sagte einmal zu uns, dass er es so schön findet, dass wir morgens schon mit einem Lächeln ins Zimmer kommen. Es sind die Kleinigkeiten, die für unsere Patienten wichtig sind und die auf anderen Stationen, auf denen es nicht um Leben und Tod geht, gar nicht wahrgenommen werden.

Kupferblau: Was hat sich durch Corona auf eurer Station verändert?

Karin: Der Gemeinschaftsaspekt kommt viel zu kurz. Normalerweise gibt es zwei Mal im Jahr einen Kaffee-Nachmittag, an dem alle Angehörigen noch einmal eingeladen werden, um zu erzählen, wie es ihnen so ergangen ist und um sich auszu-

tauschen. Das wird auch von Vielen dankbar angenommen. Normalerweise werden auch Geburtstage oder andere Feste bei uns auf Station gefeiert. Doch das geht im Moment natürlich auch nicht. Außerdem ist eigentlich nur eine Person pro Patient zugelassen. Wenn der Patient im Sterben liegt, sind zwei Angehörige erlaubt. Auch die Besuche an den Wochenenden fallen komplett weg. Vor Corona konnte es sein, dass an einem Sonntagnachmittag eine ganze Familie vorbeikam. Eine Kollegin meinte vor kurzem, sie vermisst seit Corona die Fröhlichkeit auf unserer Station.

Kupferblau: Hast du das Gefühl, die tägliche Auseinandersetzung mit dem Sterben hat Auswirkungen auf dein persönliches Leben?

Karin: Definitiv. Ich lebe viel bewusster, weil ich weiß, wie schnell es vorbei sein kann. Gleichzeitig habe ich die Unbeschwertheit im Leben verloren. Wenn ich etwas in der Zukunft plane, drängt sich mir immer der Gedanke auf, ob ich es wohl erleben werde und was davor alles passieren kann. Ich habe akzeptiert, dass meine Berufserfahrung mich manchmal in meiner Freude ausbremst. Die Kehrseite ist jedoch, dass es mir nicht schwerfällt, sehr bewusst zu leben. Das empfinde ich als sehr wertvoll.



Julia Gonser (25)

hatte die Wahl zwischen die Deadline einhalten und den Moment genießen.



Die Welt der unbegrenzten Möglichkeiten



Foto: Maren Seehuber

Der Müllerssohn übernahm die Mühle. Der Bäcker blieb Bäcker. Die Firma ging an die Erben. Die Tochter wurde an eine dem Stand entsprechende Familie verheiratet. Keine Emanzipation, kaum Individualität, vorgegebene Leben. Über Jahrhunderte und in einer Vielzahl historischer Gesellschaften. Es ist nicht allzu lange her.

Beinahe unvorstellbar, wie viele Türen uns heute offen stehen. Wie explosionsartig Individualität und Freiheit erblühten. In Europa herrscht Frieden und Wohlstand. Nie war Wissen und Bildung derart verfügbar und zugänglich. Die Globalisierung bringt uns Güter und Kulturen aus aller Welt, durch das Internet tragen wir Zettabytes an Informationen in unseren Hosentaschen. Die meisten Kinder der neueren Generation haben die Wahl, mit ihrem Leben anzufangen, was sie wollen. Jetzt müsste man nur noch wissen, was man will. Und wohin. Und wann. Und wie lange. Welche Wahl ist die richtige? Welche die falsche? Die Frage nach dem Selbst ist keine neue, allerdings hatten wir seit Jahrtausenden nicht so viel Zeit, sie zu beantworten. Die meisten Grundbedürfnisse, die dem Leben zugrunde liegen, erforderten täglich viele Stunden Zeit und Arbeit. Feuer schüren, Wasser holen, das Feld bestellen, die Tiere versorgen, die eigene Kleidung nähen oder flicken und so weiter, bis der Abend kam und das Sonnenlicht schwand. Heute haben wir all dies mit einem Einkauf erledigt, die Strecke bequem mit technischen Fortbewegungsmitteln zurückgelegt, für die man früher drei Tage mit dem Karren gereist wäre. Ist es dunkel, machen wir Licht mit einer Fingerbewegung, ist es kalt, drehen wir die Heizung hoch und sind wir faul und hungrig, bestellen wir uns eine Pizza an die Haustüre. Der Mensch unterwirft sich die Natur durch Technik, deaktiviert die natürliche Selektion, indem er die Welt an sich anpasst.

Die Individualisierung hat die soziale Gesellschaft grundlegend verändert. Talent, Kommunikation und Information sind wichtige Güter geworden. Arbeit wird subjektiviert, ist nicht mehr klar vom Privatleben getrennt, sondern wird zum Werkzeug der individuellen Selbstverwirklichung. Seit den 90ern sinkt die Quote von Normalarbeitsverhältnissen, atypische Beschäftigungen nehmen stark zu, was unter anderem bedeutet, dass sich viele Menschen in den für sie passenden Bereichen selbstständig machen – und dass ihnen dies vermehrt möglich ist.
All diese Innovationen verschaffen uns Zeit. Zeit, die echte Währung, die wirklich limitierte, ganz persönliche Ressource. So determiniert und abhängig wir auch sein mögen – nie waren wir freier. Was also stellen wir mit unserer Zeit an, wenn wir nicht gerade Stunden auf dem Pot hocken und dabei durch Instagram scrollen, bis uns der Hintern einschläft? Wir stehen vor einem Meer aus Angeboten: Instrumente lernen, Musik kreieren, Videos aufnehmen und schneiden, Zeichnen, Malen mit unterschiedlichsten Farben und Techniken, Computerspiele, Bücher aller Genres lesen, Tauchen, buchbare Aktivitäten wie Fallschirmspringen oder Bungeejumping – die Liste erschöpft sich nicht. So viel Zeit wie nie zuvor haben wir, nur um festzustellen, dass keine Lebensspanne genügend bereithält, um all diese Dinge zu tun oder die ganze Welt auch nur im Ansatz erfahren zu können. Wir müssen also unsere Ressourcen einteilen und wir müssen unsere Wahl treffen. Welch grausames Schicksal! So Vieles erscheint so verlockend.

Doch nicht nur die Muße unterliegt der Qual der Wahl. Als bewusster Mensch mit wachem Geist wird man nicht um die Dialektik von Konsum und Verzicht herumkommen. Wie bereits erwähnt bringt der freie Markt durch die Globalisierung allerlei Güter bis direkt vor unsere Haustüre. Dieser Genuss bringt uns einen in der Menschheitsgeschichte nie dagewesenen Luxus und Lebensstandard. Heute wissen wir allerdings auch, wie das Palmöl in unsere geliebte Nutella gelangt. Welche unterbezahlten oder zu jungen Hände unsere Kleidung nähen. Wie große Konzerne weltweit Gesetzeslücken nutzen, um Wälder zu roden, Gewässer zu verschmutzen oder Völker zu vertreiben, um dabei möglichst großen Profit zu machen – und am besten keine Steuern zu zahlen. Wir wissen, dass Tiere in Massenhaltung auf unnatürlich winzigen Flächen zusammengepfercht und durch Zucht für unsere Zwecke optimiert werden, nur um den Überschuss, der nicht gebraucht wird, ohne mit der Wimper zu zucken zu vernichten oder an die Forschung weiterzugeben, damit unser Shampoo die Haare noch geschmeidiger machen kann.

Seitens der Politik oder Moral ändert sich an diesen Gegebenheiten anscheinend nichts. Möglich, dass die Nachfrage ein wenig das Angebot beeinflussen kann. Die Verantwortung liegt also beim Konsumenten. Vegetarische oder vegane Optionen sowie gemäßigte Tierhaltung gibt es



Foto: Maren Seehuber

immer häufiger. Viele Firmen gehen mit den Zeichen der Zeit und setzen auf Nachhaltigkeit. Neue Zertifikate, welche uns Qualität, Herkunft, Inhaltsstoffe und Produktionsweise versichern, sprießen aus dem Boden. Dafür muss man allerdings auch ein bisschen mehr hinblättern. Auch gilt es, sich zu informieren. Bio ist leider nicht immer Bio. Freilandhaltung klingt oft besser, als sie ist. Greenwashing ist eine beliebte Marketingstrategie.

Zu leben scheint eine dauerhafte Verkettung von Entscheidungen zu sein. An jeder Weggabelung müssen wir erneut eine Wahl treffen. Wichtig ist auch, welche Menschen wir auf der Reise bei uns haben wollen. Da wir uns immer weiter selbst erforschen, wollen wir natürlich auch den für uns perfekten Partner, die perfekte Partnerin. Der Blick scheint dadurch sehr egozentriert zu sein, Beziehungen sind von immer kürzerer Dauer, Kompromisse wären eine Einschränkung unserer Selbstentfaltung. So viele Menschen in einer solch großen Welt, da findet sich doch immer noch etwas Besseres. Also sicherheitshalber immer etwas aufsparen, damit wir nicht womöglich zu viel in die falsche Option investieren.

Wirklich überwältigend. Doch kein Grund, dauerhaft am Pessimismus zu verzagen. Unsere Gegenwart und Zukunft bergen unendlich viele Chancen und Möglichkeiten, die es zu nutzen gilt. Nachdem die Generationen vor uns mit den Weltkriegen, der Nachkriegszeit und dem Kalten Krieg zu kämpfen hatten, ist es nun unsere Herausforderung, mit der Komplexität einer globalisierten Welt der unbegrenzten Möglichkeiten fertig zu werden.



Cedric Kirchhöfer (25)

hatte die Wahl zwischen Es und Über-Ich.

Die Banalität des Alltags



Foto: Thomas Dinges, Lars Krause

Aufstehen oder Liegenbleiben? Am Seminar teilnehmen oder lieber doch nicht? Gesundes Essen kochen oder Pizza bestellen? Früh schlafen gehen oder noch drölf Folgen der Lieblingsserie anschauen? Die Qual der Wahl beginnt bereits am frühen Morgen, wie unsere Redakteurin festgestellt hat. Sie leitet euch durch einen normalen Tag voller schwieriger und doch banaler Entscheidungen.

Mittwochmorgen. Das Klingeln des Weckers reißt mich aus meinem geruhsamen, seligen Schlaf. Es ist 7.30 Uhr, also noch viel zu früh für mich. Die erste schwere Entscheidung des Tages steht an: Aufstehen oder Liegenbleiben? Aufstehen würde folgenden Stress bedeuten: Ins Bad wanken, duschen, anziehen, Kaffeemachen und hoffen, dass ich es rechtzeitig ins erste Seminar gleich um 8.15 Uhr schaffe. Für Frühstück reicht es erst in der kurzen Pause zwischen dem ersten und zweiten Seminar, versteht sich. Liegenbleiben würde bedeuten, dass ich weiterschlafen kann, aber auch, dass ich das Seminar verpasse. Das Engelchen auf meiner Schulter flüstert mir zu: „Geh zum Seminar, dann fehlt dir kein Stoff. Du musst da die Hausarbeit schreiben und solltest alles mitbekommen“. Das Teufelchen hält jedoch dagegen: „Aaaach, bleib doch im Bett liegen, schlaf noch ein bisschen, das tut dir gut. Wen interessiert es schon, ob du aufstehst und ins Seminar gehst oder nicht? Verpassten Stoff kann man leicht nachholen“. Mein noch nicht ganz wacher Verstand gibt beiden Seiten recht. Doch vor 8 Uhr ist einfach nicht meine Zeit. Also bleibe ich noch liegen und beschäftige mich mit meinem Handy. Nachrichten wollen beantwortet und Mails gecheckt werden. So zumindest meine Entschuldigung. Das Engelchen wird immer schriller: „Steh endlich auf, sonst reicht es dir nicht mehr zum Duschen!!!“ „Nur kein Stress“, wiegelt das Teufelchen ab, „duschen kannst du auch später noch. Oder lass einfach dein Video aus.“ Mittlerweile ist 7.50 Uhr. Ich sollte mich langsam beeilen, wenn ich noch alles wie oben beschrieben schaffen will. Resigniert lasse ich den Kopf ins Kissen sinken und nehme mir noch kurz die Zeit, mich selbst zu bedauern. Dann setze ich mich auf und schwinge ein Bein nach dem anderen aus dem Bett. Ich gehe ins Bad zum Duschen. Als ich wieder ins Zimmer komme, ist es bereits 8.10 Uhr. Verdammter Mist. Die langsame Gurke, die sich meinen Laptop schimpft, ist noch nicht einmal hochgefahren und der Kaffee auch noch nicht gemacht. Schnell drücke ich auf den An-Knopf des Laptops, bereite die Kaffeemaschine vor und logge mich in Zoom ein, während der Kaffee durchläuft. Trotz meines erstaunlichen Multitaskings habe ich mit meiner Trödelei nach dem Aufwachen mal wieder nur erreicht, dass ich knappe zehn Minuten zu spät bin. Egal. Dabei sein ist alles.

Das erste Duell des Tages konnte das Engelchen für sich entscheiden. Herzlichen Glückwunsch. Doch das Teufelchen gibt wie immer sein Bestes, jede gute Entscheidung negativ zu beeinflussen und mich in meinem Elan zu verlangsamen. Nach anderthalb Stunden mehr oder weniger aufmerksamen Zuhörens bzw. fleißigen Mitarbeitens stehe ich vor der nächsten Wahl, die mich zu quälen droht. Frühstück: Müsli mit Obst oder lieber Nutellatoast? Das Engelchen lechzt nach dem Obst, doch in meinem Kopf erzeugt das Teufelchen Bilder von schmelzender Schokolade, die von einer Scheibe Toast tropft. Entgegen meiner Erwartungen ist relativ schnell klar, wie diese Entscheidung ausfällt. Niemand ist perfekt.
„Toll, jetzt haben wir in einer halben Stunde bereits wieder Hunger und gleich fängt das nächste Seminar an. Gut gemacht, Teufelchen!“, nörgelt das Engelchen lautstark. Ich gebe mir Mühe, es zu ignorieren, denn gerade lecke ich die letzten Nutellareste von meinen Fingern. „Pff, es geht doch nichts über ein leckeres Frühstück und was ist schon leckerer als Schokolade?“. In diesem Moment spricht mir das Teufelchen eher aus der Seele und ich preise es noch immer für seine hervorragende Idee für das Frühstück. Doch das Engelchen soll Recht behalten und mein knurrender Magen beschwert sich eine halbe Stunde später über meine Entscheidung. Da ich meine Notizen im nächsten Seminar abgeben muss, kann ich nicht einfach aufstehen und mir kurz was Neues zu Essen zu machen. So bin ich gezwungen, das Ende des Seminars abzuwarten. Doch ich bereue nichts.

Auch die nächste Entscheidung hat mit Essen zu tun; in hungrigem Zustand muss das so sein. „Lass uns diesmal bitte etwas essen, das gesund ist, und länger anhält. Du hast noch zwei weitere Seminare vor dir“, beschwört mich das Engelchen. „Wir könnten auch in die Stadt gehen und uns dort etwas holen. Oder einfach gleich Pizza bestellen. Die macht auch satt“, hält das Teufelchen dagegen. Pizzaaaaaa, denke ich sofort und sehe Käsefäden und gebackene Tomaten vor mir. „Nein, nein, nein. Es ist noch Essen im Kühlschrank, das bald abläuft und das du sonst wegwerfen musst. Das geht gar nicht!“, ereifert sich das Engelchen. Ich zucke zusammen und erwache aus meinen Pizza-Fantasien. Essen wegzuwerfen ist wirklich eine Schande. Daher raffe ich mich auf und überlege mir, was ich mir aus dem, was ich dahabe, zaubern könnte. „Achwas, das wird doch nicht gleich schlecht, das kann man sicher auch noch ein, zwei Tage später essen“, versucht das Teufelchen, mich umzustimmen, doch mein Entschluss, selbst zu kochen, steht. Also mache ich mich ans Werk und koche mir eine Pasta mit Rucola und Tomaten. In zwei Stunden steht das nächste Seminar an und danach noch eins, bis 18 Uhr bin ich heute komplett vor dem Rechner. In weiser Voraussicht koche ich daher gleich genug, dass es mir auch für abends noch reicht. Dafür brauche ich nicht einmal mein Engelchen.

> „Die erste schwierige Entscheidung des Tages steht an: Aufstehen oder Liegenbleiben?“

18 Uhr. Nach dem letzten Seminar klappe ich leicht genervt den Laptop zu. Glücklicherweise habe ich ja noch Essen im Kühlschrank, ich stelle es kurz in die Mikro und setze mich dann nach draußen auf den Balkon zum Essen. Was mache ich denn jetzt mit meinem Abend? „Spazieren gehen und dann ein Buch lesen. Wir hatten weder viel Bewegung heute noch konnten wir viel anderes machen, das sich nicht vor einem Bildschirm abspielt“, schlägt das Engelchen hoffnungsvoll vor. Es hat Recht; sowohl Bewegung als auch Lesen klingen nach dem seminarsintensiven Tag wunderbar. Scheinbar allein aus Prinzip verschließt sich das Teufelchen diesem vernünftigen Vorschlag: „Schnapp dir deinen Teller und fläz dich vor den Fernseher, du hast es dir verdient nach so viel Schinderei. Jetzt kannst du mit deiner Serie mal wieder richtig vorankommen.“ Doch das Engelchen gewinnt auch diese Runde. Mich jetzt einfach nur vor den Fernseher zu setzen, nach so viel Zeit vor einem Bildschirm, würde mich doch wieder langweilen. Stattdessen schnappe ich mir meine Mitbewohnerin für einen Spaziergang, auf dem wir uns noch ein Eis in der Stadt gönnen und nach einer Weile wieder heimwärts wenden. Viel geht ja im Moment doch nicht in der Stadt oder mitunter sogar wieder zu viel. Zuhause nehme ich mir mein Buch, setze mich auf den Balkon und lese noch ein bisschen, bevor ich mich an den Vorschlag des Teufelchens erinnere. Nun, nachdem ich etwas draußen war und sogar noch lesen konnte, könnte ich doch wirklich noch ein, zwei Folgen meiner Serie anschauen. Erst einmal angefangen, hat das Engelchen wieder seine liebe Not mit mir. Denn dass es nicht bei ein, zwei Folgen bleiben würde, war fast klar. „Du musst morgen wieder aufstehen, du musst noch die Texte für das Seminar lesen. Geh einfach schlafen, es ist bereits zwölf“, versucht es mir ins Gewissen zu reden. Doch die Spannung der Serie übernimmt die Kontrolle über mich und ich gehe recht spät schlafen, nur um am nächsten Tag vor ähnlich quälenden Entscheidungen zu stehen wie an diesem.

Es ist eben ein Teufelskreis.



Laura Kotte (26)
hatte die Wahl zwischen Regengüssen und Schokoküssen.

Die Qual der Wahl in Tübingen

47% Porto Pino | 53% Dolce Vita

60% Schaf | 40% Kuckuck

Online-Uni...

22% Im Bett | 78% Am Schreibtisch

68% Dosenbier | 32% Tetrapackwein

50% Ammer | 50% Steinlach

70% Falafel | 30% Döner

91% Altstadt | 9% WHO

46% Neckarinsel | 54% Bota

Umfrage von: Holly Geiß S.56!

Boomer vs Zoomer



Foto: Nina Schieting

„Ihr seid so flatterhaft! Das war früher nicht so!“ Wer hat das nicht schon mal einen Babyboomer über einen Millenial sagen hören. Doch stimmt das wirklich? Sind wir wirklich weniger sesshaft als unsere Eltern und suchen immer nach etwas Besserem?

LIEBE

„Man weiß einfach, dass es irgendwo noch jemanden gibt, der besser zu einem passt, der das eigene Leben sinnvoller ergänzt.“

Michael Nast,
„Generation Beziehungsunfähig“

In Zeiten von Tinder und Onlinedating wird aus dem gelegentlichen ‚Abchecken‘ auf der Straße oder auf Partys ganz schnell die aktive Suche nach etwas oder jemand Neuem. Jemand, der besser passt, bei dem es so richtig klickt. So wie bei all unseren Instagram Freunden, deren Beziehung doch einfach erfüllter aussieht als unsere. Tag für Tag schauen wir uns freiwillig über Stunden hinweg das verfälschte Glück unserer Social Media Kontakte an. Kein Wunder also, dass dabei auch der Gedanke, ob es nicht noch jemand Besseren als den momentanen Partner gibt, nicht zu kurz kommt. Ob das jedoch wirklich nur ein Phänomen der letzten Jahre ist, ist fraglich. So hieß es in den ‘68ern schließlich nicht umsonst “Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment”. Die freie Liebe der ‘68er Bewegung ist noch heute in aller Munde und zeigt, dass man sich schon vor inzwischen fast 60 Jahren nicht besonders gern endgültig festlegte und lieber mal hier und dort schaute. Jedoch waren in Deutschland die geburtenstärksten Jahrgänge etwas später dran als in den USA, weswegen unsere Boomer ’68 noch gar nicht dabei waren.Trotzdem nahmen es Boomer noch etwas lockerer mit der Beziehung und setzten daher oft auf ein so genanntes “Fluktuationssingle“-Dasein. Mal hier und mal dort eine Beziehung führen, die dann vielleicht auch nur für 2-3 Monate hielt, war für sie normal. Es gab ja schließlich auch eine riesige Auswahl! Was für uns heute also als „Freundschaft Plus“ gilt, waren für unsere Eltern Beziehungen, die Scheu vor dem Begriff „Beziehung“ war noch lange nicht so ausgeprägt wie heute. Und dennoch zeigt sich hier also auch eine Gemeinsamkeit. So hatten Babyboomer zwar noch kein Onlinedating, aber sie kamen auch so gut rum und fanden immer wieder neue Partner*innen, die besser zu ihnen passten.



Die Tägliche Qual der Wahl bei der Liebe. *Foto: Jonathan Kamzelak*

BERUF

Die etwa zehn Millionen Menschen, die zwischen 1955 und 1965 in Westdeutschland geboren sind, überfüllten zuerst Klassenzimmer und Hörsäle und standen dann schließlich als eine*r von vielen mit ihrem Zeugnis in der Hand da und suchten einen Job. Begriffe wie “Akademikerschwemme” waren hier Programm. Der dauerhafte Konkurrenzkampf bereits zu Kindestagen führte dabei vermutlich auch dazu, dass in Forschungen der privaten Hochschule Göttingen “Arbeit” als der größte Stellenwert für die Babyboomer dargestellt wurde. Ein Führungsaufstieg sollte so schnell wie möglich passieren, jedoch dies ohne großen Jobwechsel. So ergab eine LinkedIn Economic Graph Studie, dass Babyboomer nur circa halb so oft den Job wechselten wie wir Millenials. Der überbevölkerte Arbeitsmarkt der Babyboomer hatte also vermutlich die Konsequenz, dass diese Jahrgänge gerne langfristige Bindungen eingingen, die ihnen Sicherheiten verschafften.



Sind wir immer auf der Suche nach einem besseren Job? *Foto: Jonathan Kamzelak*

„Begriffe wie ‚Akademikerschwemme‘ waren hier Programm“

Im Gegensatz hierzu hadert unsere Generation Z oft mit dem eigenen Job und der Sinnhaftigkeit der eigenen Tätigkeit und stellt sich immer wieder die Frage: “Gibt es da draußen nicht noch einen besseren Job für mich?”. Die Globalisierung und die daraus entsehenden unendlichen Möglichkeiten spielen hierbei gewiss eine große Rolle. So beschränkt sich unser Arbeitsmarkt eben nicht mehr nur auf Deutschland, sondern es stehen uns alle Türen offen. Dieses Überangebot an Möglichkeiten erhöht zwangsweise die Ansprüche an einen Arbeitgeber und erklärt damit auch die Rastlosigkeit, die wir so oft empfinden.

KLIMA

“OK, Boomer”, das Meme mit diesem Ausspruch haben wir seit es 2019 so viral ging, wohl alle stets im Kopf, wenn es um die Generation unserer Eltern geht. Denn während wir den Babyboomern zwar für das wirtschafltiche Kapital unseres Landes danken müssen, haben sie uns auch die Frage nach einer Zukunft offen gelassen. So sind Flugscham und Veganismus Phänomene, die von Babyboomern oftmals belächelt werden. Wenn wir an Freitagen in Scharen protestieren, wird uns vorgeworfen, dass wir uns nur vor der Arbeit, der Schule oder der Uni drücken wollen. Und dennoch, die Boomer sind nicht nur die “Klimazerstörer”, zu denen wir sie gerne machen. Klar gibt es das Establishment, das bei Klimazielen gerne den Etat so niedrig wie möglich setzt und die Klimakatastrophe dann eben uns überlässt. Doch es gab eben auch eine riesige Antiatomkraftbwegung in den 70er und 80er Jahren, welcher wir in Teilen auch die Energiewende verdanken können. Und auch wir selbst sind nicht nur die Klimaretter, zu denen wir uns gerne machen. So sind viele von uns eben auch Fast Fashion Opfer. Während wir uns also für unsere Flugreise schämen und gerne



Fridays for Future in Tübingen. *Foto: Daniel Böckle*

mal das vegane Schnitzel kaufen, laufen wir eben auch in Scharen zu H&M, Zara und Primark. So stellen sich Boomer und Millenials in Punkto Klima beide gewissen Konflikten und sollten hier vielleicht das eigene Handeln doch öfter nochmal überdenken.



Nina Schieting (24)

hatte die Wahl zwischen Master of Arts und Master of Education und entschied sich für einen Doppelstudiengang.

Eine Geschichte vom Suchen und Finden



Foto: Inja van Soest

Menschen brauchen einander. Egal wie introvertiert oder schüchtern, fast jede Person wünscht sich Gleichgesinnte, die die Achterbahn, die wir Leben nennen, lebenswert machen. Dabei ist es manchmal gar nicht so einfach, die richtigen Leute zu finden. Eine unserer Redakteur*innen macht sich Gedanken dazu. (Inhaltliche Warnung:Toxische Beziehungen/Freundschaften)

FREUND*INNEN.

Es ist ein Samstagabend im Herbst. Ich bin acht oder neun und habe vor Kurzem die Wilden Hühner für mich entdeckt. Die Bücher verschlinge ich eins nach dem anderen. An diesem Abend darf ich den Film zum ersten Mal anschauen. Ich sehe Sprotte, Melanie, Frieda, Trude und Wilma über den Bildschirm laufen, die Pygmäen ins Netz locken und jedem Problem gemeinsam entgegentreten. Es ist ein schöner Film, ich schaue ihn heute noch gerne. Er zeigt, wie wichtig und wie unterstützend Freund*innen sein können, vor allem, wenn zu Hause alles drunter und drüber geht. Eigentlich eine sehr schöne Message. Trotzdem heule ich jedes Mal, wenn die Credits laufen, seit jenem Samstagabend im Herbst. Ich bin acht oder neun und ich sehe diese besten Freundinnen auf dem Bildschirm und mir wird klar, dass ich so etwas nicht habe.

Meine Mutter ist relativ überfordert mit der Situation, versucht, mich zu trösten. Zwei Jahre sollte es noch dauern, bis ich Lucy *[Anm. der Redaktion: Name geändert]* endlich die Freundschaft kündige.

Lucy war keine gute Freundin. Das weiß ich heute, und insgeheim wusste ich es schon damals. Sie war gemein zu mir, sie war ständig wegen irgendwelchen Kleinigkeiten sauer und ließ ihren Ärger immer an mir aus. Meine Klamotten waren nie hip genug, beim Schule-spielen durfte sie immer die Lehrerin sein und sie hatte stets die volle Aufmerksamkeit zu bekommen. Meine Eltern sahen, dass ich unglücklich war und fragten mich, warum ich denn nicht einfach aufhörte, mich mit ihr zu treffen. Das war wohl das Schlimmste an dem Ganzen: Ich wusste es selbst nicht. Erst sehr viel später lernte ich, was es heißt, in einem toxischen Kreislauf gefangen zu sein, warum es so schwer ist, aus ihm auszubrechen und warum es umso wichtiger ist, genau darauf zu achten, welche Menschen man in sein Leben lässt.

BEZIEHUNGEN.

Es ist wieder ein Samstagabend im Herbst, einige Jahre später. Ich bin vierzehn. Inzwischen habe ich gelernt, dass ich gute Freund*innen verdiene und dass auch sie mich verdienen. Wir gehen zusammen durch Dick und Dünn und ich zähle die meisten Gesichter von damals noch heute zu meinen engsten Vertrauten. Sie wissen alles über mich, ich weiß alles über sie und es tut unglaublich gut, nicht nur trotz, sondern gerade wegen der eigenen Macken gemocht und akzeptiert zu werden. An jenem Samstagabend im Herbst fragt mich nun ein Junge, ob ich mit ihm gehen will (leider ohne die klassischen Ankreuzkästchen Ja/Nein/Vielleicht). Wir sind beide vierzehn und wir wissen beide überhaupt nichts von Liebe. Ich sage Ja, ohne zu ahnen, was das alles impliziert. Eine Beziehung aufbauen. Seine eigenen Grenzen kennen und kommunizieren können. Mit Meinungsverschiedenheiten klarkommen. Damals fand ich einfach nur toll, dass mich jemand toll fand. Heute schüttle ich den Kopf über so viel pubertäre Dummheit, aber ich konnte es wohl nicht besser wissen. Ich konnte nicht wissen, dass frühere Muster sich wiederholen konnten, dass man in Partnerschaften auch auf sich achten muss, mindestens so sehr wie in platonischen Freundschaften. Dass die Liebe einen vorwiegend glücklich machen und nicht vorwiegend anstrengend sein sollte. Und vor allem: Dass das Bauchgefühl einen nur höchst selten trügt, man also gut daran täte, darauf zu hören. Auch in diesem Fall dauerte es zwei Jahre, bis ich mich endlich von ihm trennte. Ich war erleichtert – welch Wunder. Heute lebe ich nach dem Standard, den Captain Holt aus der Serie Brooklyn 99 für die Liebe setzt: „It's like oatmeal – it sustains you" (Was soviel heißt wie „Die Liebe ist wie Haferbrei – sie gibt uns Kraft.")

FAMILIE.

Heute bin ich gerade mal einundzwanzig. Viele verhängnisvolle Samstagabende liegen noch vor mir, aber auch viele Samstage voller Lachen und Freude. Ich habe zwar immer noch keine Ahnung von Liebe, aber wer hat das schon. Sicher, irgendwann würde ich schon gerne eine Familie gründen, aber das liegt (hoffentlich) noch ein paar Jährchen in der Zukunft. Momentan bin ich noch weit davon entfernt, eine Mutter zu sein, und begnüge mich derweil damit, meine Rolle als Schwester, Cousine und Tante zu spielen, so gut ich kann. Obwohl ich, wenn ich so darüber nachdenke, mich echt ein wenig mehr anstrengen könnte…

Wie es so oft heißt, kann man sich die eigene Familie nicht selbst aussuchen. Und Tatsache ist: Keine Familie würde einen Perfektionstest bestehen. Wirklich. Keine. Man streitet sich, ist egoistisch, reißt längst verheilte Wunden wieder auf – und das innerhalb einer einzigen Familienfeier. Auch im Alltag tut man wahrscheinlich nicht alles, was man so tun könnte. Der einen Cousine mal wieder schreiben. Seine Eltern anrufen. Aber natürlich muss man auch im Falle der Familie abwägen können, wie viel Kontakt für einen selber gesund ist. Manchmal braucht man Platz und Zeit für sich, und das ist auch gut so. Für solche Momente ist es dann wieder ratsam, sich Freund*innen zu suchen, die (Familie hin oder her) zu einem stehen – genau wie die Wilden Hühner!



Isabel H. Jarama (21)

hatte die Wahl zwischen einem Wilde-Hühner Filme- oder Büchermarathon.

Bio-logisch?



Foto: Kyll Langheinrich

Sowohl Mensch als auch Tier und Umwelt rücken in der Gesellschaft zunehmend in den Vordergrund. Immer mehr Verbraucher*innen entscheiden sich bewusst für Waren aus biologischem Anbau. Was das bedeutet und ob es sich bezahlt macht, versucht unsere Redakteurin zu klären. Der Besuch des Biobauernhofs von Thorsten Bock in Tübingen hat gezeigt, wie ein solcher Betrieb funktioniert.

Was bedeutet „biologisch“ eigentlich? Es bedeutet, dass Produkte mit diesem Siegel besonders naturnah und nachhaltig erzeugt wurden. Hierbei müssen strenge Richtlinien eingehalten werden. Diese unterliegen regelmäßigen Kontrollen. Zu unterscheiden ist die EU-Öko-Verordnung und der Bioland-Status. Ein Betrieb mit Bioland-Zertifikat hat weitaus mehr Richtlinien einzuhalten. Allgemein ist zu sagen, dass die Bio-Produktion für Verbraucher*innen und landwirtschaftliche Betriebe viele Vorteile, aber auch Nachteile mit sich bringt.

Ein Öko-Betrieb verzichtet gänzlich auf chemisch-synthetisches Pflanzenschutzmittel. Auch leicht lösliche Düngemittel sind tabu. Gedüngt wird zum Großteil mit Mist aus den eigenen Ställen. Dies hat den Vorteil, dass Grundwasser und Gewässer geschützt werden. Zudem wird keine Energie für die aufwändige Herstellung chemischer Mittel aufgebracht. Die richtige Standortwahl ist für einen erfolgreichen Ertrag ein entscheidender Aspekt. Dadurch kann der Befall von Schädlingen vermieden werden und die Pflanzen haben eine bessere Chance gesünder zu wachsen und mehr Früchte zu liefern. Da auf den Einsatz von synthetischen Mitteln verzichtet wird, sind biologische Nahrungsmittel weitaus gesünder und bedenkenloser für Endverbraucher*innen.

Biodiversität ist in aller Munde, auch in der Landwirtschaft. „Nützlinge“ spielen im Bio-Anbau eine wichtige Rolle. Die Tiere helfen der Bodenvitalität und somit dem darauf gepflanzten Anbau. Immer beliebter wird hierbei der Einsatz von Geräten, welche Insekten beim Mähprozess schützen. Solche Anschaffungen sind notwendig, aber auch kostenintensiv. Bauer Bock vom Berghof setzt daher auf die Zusammenarbeit mit anderen Biohöfen.

Der Schutz der Umwelt hat für Biounternehmer*innen oberste Priorität. Tierwohl und artgerechte Haltung spielen eine der wichtigsten Rollen. Auch Biobauer Thorsten Bock vertritt diese Ansicht auf seinem Berghof in Tübingen. Er züchtet Rinder, sogenannte Mutterkühe. Hierbei achtet er mit Bedacht darauf, dass es seinen Tieren an nichts fehlt. So dürfen sie die längste Zeit des Jahres im Freien auf Streuobstwiesen grasen. Den Winter verbringen sie in einem artgerechten Laufstall. Die Herden werden klein gehalten. So wird vermieden, dass es zu Engständen kommt und der Boden von den tierischen Ausscheidungen belastet wird. Die Zucht von Mutterkühen bringt den Vorteil mit sich, dass die Kälber muttergebunden aufwachsen. Doch was bedeutet das? Es bedeutet, dass sie, anders als in anderen Betrieben, nicht nach ein bis drei Tagen vom Muttertier getrennt werden. Sie dürfen mit auf die Weide und stetig nahrhafte Muttermilch trinken. So wachsen, auf natürliche Art und Weise, gesunde und kräftige Kälber heran. Dadurch bleibt weniger Milch für die Milchproduktion übrig. Daher verzichtet Thorsten Bock darauf seine Kühe zu melken. Beim Futter achtet er, wie alle Biohofbetreiber*innen, auf Frische und Regionalität. Das Stroh bezieht er von seinen eigenen Grünflächen oder einem/einer regionalen Partner*in. So werden lange Transportwege vermieden und die Transparenz der Futtermittelherkunft deutlich erhöht.

Das Thema Schlachtung bleibt in vielen Biobetrieben nicht aus. Auch für den Berghof-Betreiber ist dies ein wichtiger Bestandteil. Seine Rinder werden in einem nahegelegenem Familienbetrieb geschlachtet. Er begleitet jedes seiner Tiere persönlich, um ihnen den Stress zu nehmen. Alte Kühe oder Ochsen treten so ihre letzte Reise an. Doch dies geschieht nicht über Nacht. „Bei mir dürfen die Tiere ein langes und erfülltes Leben genießen. Oftmals bis zu ihrem natürlichen Lebensabend“. Es werden oftmals alte Tiere geschlachtet. „Ein Rind ist zäh und stur. Es würde sich eher ewig quälen, als freiwillig loszulassen. Man erlöst die Tiere von ihrem innerlichen Kampf“, erklärt eine Mitarbeiterin des Hofs. „Ein weiterer Grund für eine Schlachtung kann ein genetisches Defizit sein.

„Ich setzte auf die Liebe zum Tier, zur Umwelt und die Bildung von jungen und alten Menschen.“



Foto: Kyll Langheinrich



Foto: Kyll Langheinrich

Wir hatten leider schon Ochsen, welche jahrelang lebensunfähige Kälber gezeugt haben“, erklärt Thorsten Bock. In der Schlachterei wird darauf geachtet, dass das geschlachtete Tier nahezu vollständig verwertet wird. Auch Teile wie Fell oder Knochen werden verarbeitet.
Ähnlich gestaltet sich die Haltung von Hühnern. Hier achten immer mehr Betriebe auf eine naturnahe Haltung, zum Beispiel in einem mobilen Hühnerstall. Die Tiere können den ganzen Tag auf einer Wiese zupfen, picken, scharren und Staubbaden. Abends oder an regnerischen Tagen haben sie die Möglichkeit sich in ihren Stall zurückzuziehen. Da es auf dem Berghof keine Hühner gibt, bezieht Bauer Bock Eier von einem regionalen Partner. Dieser setzt auf ein Hühnermobil und zudem auf die Aufzucht von Bruderhähnen. Bei ihm werden männliche Küken nicht getötet, sondern großgezogen. Sie dienen somit der Fleischgewinnung. Dies erfordert zwar viermal mehr Zeit und Futter, schenkt dem Tier aber ein Leben.

Doch eine Frage bleibt: Lohnt sich die Umstellung auf Bio und was haben Verbraucher*innen davon?
Thorsten Bock erklärte unserer Redakteurin, dass es natürlich Schwierigkeiten mit sich bringt einen Biohof zu führen. „Es gibt viele Richtlinien, welche mit immer neuen, teils unerwarteten Kosten verbunden sind. Man muss lernen, sich weiterzuentwickeln und umzudenken.

Als Biobetrieb muss man auf Subventionen setzen, welche einem helfen sollen, den Betrieb voranzubringen. Diese reichen bisher noch nicht aus, um allen Mehraufwand zu decken. Doch am Ende des Tages sieht man, wofür man es macht.“ Für ihn ist das Tierwohl und unsere Umwelt das was zählt. „Ich setzte auf die Liebe zum Tier, zur Umwelt und die Bildung von jungen und alten Menschen.“. Bildung sei ein wichtiger Bestandteil. „Viele Kinder und Jugendliche können sich gar nicht mehr vorstellen, wie der Saft in die Verpackung gekommen ist oder wo das eingepackte Fleisch aus dem Supermarkt ursprünglich herkam. Wir machen daraus kein Geheimnis. Unsere Tiere fahren nicht in die Ferien, sondern zum Schlachtbetrieb, wo sie uns lebenswichtige Nahrung schenken. Das ist es, was wir sehr zu schätzen wissen. Und genau diese Werte wollen wir auch vermitteln.“

Jede*r muss für sich selbst entscheiden, welche Prioritäten gesetzt werden, doch scheint es eine wesentlich sinnvollere Lösung, zu wissen wo die Produkte herkommen und wie die Tiere gelebt haben. Auch über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten, doch erscheint ein frischer, ungespritzer Apfel von einer regionalen Streuobstwiese eine gesunde Alternative zu sein. Für viele spielt hierbei der Preis eine wichtige Rolle. Hält man sich jedoch vor Augen, wie viel Mehraufwand für die Bewahrung der Natürlichkeit betrieben wurde, ändert sich auch der Blick auf das Preis-Leistungs-Verhältnis beachtlich. Eine wichtige Rolle spielen hierbei Qualität und Quantität. Die Einschränkung des Fleischkonsums ist seit Langem ein präsentes Thema. Wer weniger Fleisch konsumiert, tut nicht nur der Umwelt etwas Gutes. So gewinnt auch der Sonntagsbraten wieder an Gewichtung.



Kyll Langheinrich (27)

hatte die Wahl zwischen Hund und Katz.

kupferblau
DAS CAMPUSMAGAZIN



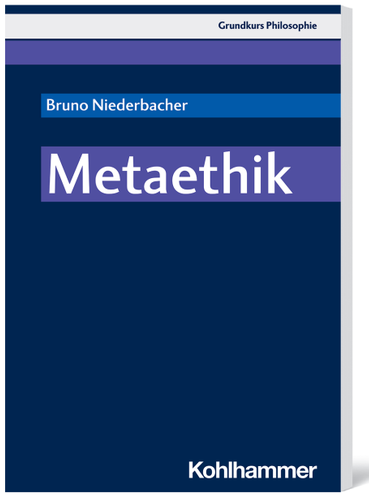
Online oder Print - Du hast die Qual der Wahl:

Auf kupferblau.de informieren wir euch regelmäßig über aktuelle Neuigkeiten rund um das Tübinger Uni-Leben, Kultur-Events, die Hochschulpolitik und vieles mehr.
Schau doch mal vorbei!


illarstration

K

Studienliteratur Neuerscheinungen



Bruno Niederbacher

Metaethik

2021. 185 Seiten. Kart.
€ 28,–
ISBN 978-3-17-039628-9
Grundkurs Philosophie

Menschen äußern sich darüber, welche Handlungen richtig und falsch sind. Manche sagen, Beihilfe zum Suizid sei richtig, andere sagen, sie sei falsch. Aber was tun Menschen, wenn sie sich moralisch äußern? Behaupten sie etwas? Oder drücken sie vielmehr Emotionen und Wünsche aus? Von der Beantwortung dieser Frage hängen weitere Fragen ab: ob es in der Moral Wahrheit gibt, ob sie von uns vorgefunden oder vielmehr erfunden wird, ob es moralische Fakten gibt und wie wir diese Fakten erkennen können.
Diese Einführung in die Metaethik untersucht das Wesen der Moral. Sie beleuchtet Moral aus sprachphilosophischer, metaphysischer und erkenntnistheoretischer Perspektive.
So liefert dieses Buch einen Überblick über die verschiedenen metaethischen Theorien. Gleichzeitig argumentiert es für einen robusten moralischen Realismus.



Wolfgang Erich Müller

Pflicht oder gutes Leben?

Eine Verknüpfung der teleologischen mit der deontologischen Tradition der Ethik

2020. 156 Seiten. Kart.
€ 19,–
ISBN 978-3-17-039696-8

Das vorliegende Studienbuch führt zunächst in die beiden Haupttypen unserer ethischen Tradition ein.
Der teleologische bzw. eudaimonistische Typus, der nach der Möglichkeit eines guten Lebens fragt, wird im Rückgriff auf Aristoteles und Hume dargestellt.
Für den deontologischen Typus, der auf die Pflicht und auf das Sollen ausgerichtet ist, steht Immanuel Kant.
Daran anschließend fragt Müller, ob man diese beiden Grundansätze, den Erfordernissen einer gegenwärtigen Ethik gemäß, als sich ergänzend verstehen kann – und nicht, wie so häufig, als totale Gegenspieler. Als Antwort entwirft er eine Argumentationsethik, die ein gutes Leben mit Anderen und für sie in gerechten Institutionen erstrebt.



Mareike Menne

Einfach lesen

Der Umgang mit Texten im Studium

2021. 158 Seiten. Kart.
€ 25,–
ISBN 978-3-17-031960-8

Lesen zählt zu den Kerntätigkeiten jedes geisteswissenschaftlichen Studiums. So ist Lesen eine der grundlegenden Voraussetzungen etwa bei der Prüfungsvorbereitung, Informationsgewinnung und Recherche. Allerdings erfordert das akademische Lesen aufgrund spezifischer Textsorten und -funktionen, Fach- und Fremdsprachen sowie unterschiedlicher Medien besondere Fähigkeiten. Diese Anforderungen werden jedoch oftmals unterschätzt und nicht eigens vermittelt.
Mareike Menne führt gekonnt verschiedene Lesehaltungen und -methoden für das Studium vor. Sie beleuchtet typische Leseaufgaben und -probleme und zeigt ganzheitliche Lösungen auf. So vermittelt sie ein ganzes Repertoire von Analysen und Methoden, das es ermöglicht, angemessene Lesestrategien zu entwickeln und diese auch in berufliche Kontexte zu übertragen.

Alle Werke dieser Reihe finden Sie auf unserer Webseite!
Kurzlink: t1p.de/gk-philosophie

Die Bücher unseres Programms sind auch als E-Books erhältlich!
Leseproben und weitere Informationen: **www.kohlhammer.de**

Kohlhammer
Bücher für Wissenschaft und Praxis

„Es geht darum, dass Sprache Macht hat“

Gendern: *-Stunde der Polarisierung, S.12

BAföG, Bildung und Bezahlbarkeit

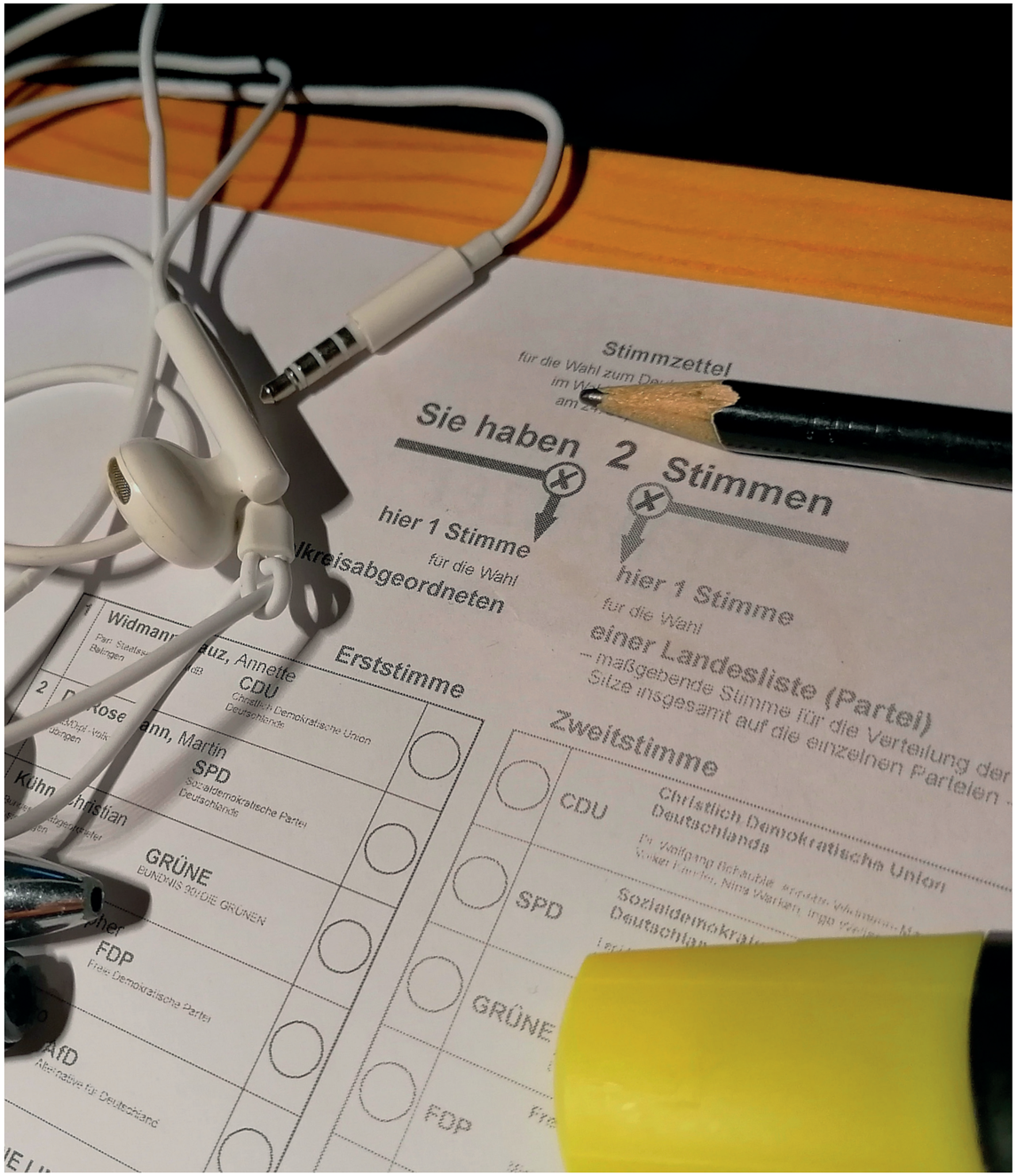


Foto: Jonathan Pflanzer

Im kommenden September steht die Wahl zum Deutschen Bundestag an. Grund genug, einmal die Tübinger Bundestagskandidat*innen näher kennenzulernen. Wir wollten von ihnen wissen, was sie bei einem Einzug in den Bundestag für uns – die Tübinger Studierenden – erreichen möchten.



Foto: Annette Widmann-Mauz

Annette Widmann-Mauz (CDU), Bundestagsabgeordnete und Integrationsstaatsministerin im Bundeskanzler*innenamt:

Jeder junge Mensch – unabhängig von sozialer oder regionaler Herkunft – muss in unserem Land die Chance und Möglichkeit haben, eine qualifizierte schulische, berufliche oder akademische Ausbildung absolvieren zu können.
Corona hat gezeigt: Ohne digitale Lehr- und Lernmöglichkeiten kann es keine zeitgemäße Hochschullehre geben. Mir ist es wichtig, dass wir digitale Studienangebote qualitativ weiter ausbauen und einen flächendeckenden Einsatz sicherstellen. Das ist für die Lehre, aber ganz besonders auch für die vielen Studierenden an der Universität Tübingen ein zukunftsentscheidender Faktor. Dazu gehört auch, dass wir die Entwicklung innovativer Studien- und Lehrformate intensiv fördern wollen.
Nachdem wir in den letzten Jahren das BAföG als zentrales Instrument der Studien- und Ausbildungsfinanzierung bereits deutlich gestärkt haben, sollen künftig noch mehr Studierende BAföG erhalten können. Als CDU wollen wir erreichen, dass das BAföG stärker an die heutigen Lebenswirklichkeiten der Studierenden angepasst und auch Veränderungen in den Bildungsverläufen besser berücksichtigt werden.



Foto: Julian Grünke

Julian Grünke (FDP), Student und Stadtverbandsvorsitzender der Tübinger FDP:

Jeder soll wirklich selbst entscheiden können, ob und was er studieren will. Familiärer Hintergrund oder die Wünsche der Eltern dürfen dabei keine Rolle spielen. Deshalb möchte ich mich für ein elternunabhängiges Baukasten-BAföG einsetzen. Dieses soll flexibel sein: Vor allem ehrenamtliches Engagement und Nebentätigkeiten müssen dabei angemessen berücksichtigt sein. Ein Studienfachwechsel muss drin sein. Eine einfache digitale Beantragung und Verwaltung haben -absolute Priorität. Dass jemand einen Kredit

aufnehmen muss, weil der BaföG-Antrag zu lange braucht, das darf nicht mehr vorkommen. Die Lehre selbst muss besser werden, dafür möchten wir Freie Demokraten vor allem das starre Kapazitätsrecht endlich reformieren. So beenden wir das „Rausprüfen“ und Universitäten können bessere Betreuungsquoten und flexiblere Studienmodule anbieten.
Auch Tübinger Studierende sollen von einer European Digital University (EDU) profitieren. Eine solche EDU soll Grenzen der Bildungsmobilität überwinden und unabhängig von persönlicher Lebenssituation, sozialer und geographischer Herkunft die Teilnahme an weltbester Lehre und akademischer Weiterbildung ermöglichen. Außerdem möchte ich die 450-Euro-Grenze dynamisieren, damit die die vielen Studierenden, die als Minijobber arbeiten, endlich auch davon profitieren können, wenn der Mindestlohn erhöht wird.



Foto: Chris Kühn

Chris Kühn (Bündnis 90/Die Grünen), Bundestagsabgeordneter und Sprecher für Bau- und Wohnungspolitik:

Studierende brauchen nicht nur einen Platz im Hörsaal, sondern auch ein bezahlbares Dach über dem Kopf. Als grüner Fachpolitiker für Bauen und Wohnen kämpfe ich seit Jahren für mehr studentischen Wohnraum. Selbst für Studierende aus der Mittelschicht wird bezahlbarer Wohnraum immer knapper. Zu viele werden so von universitärer Bildung und vom persönlichen Bildungsaufstieg ausgeschlossen. Doch wer Elite-Unis fördert, der muss auch Wohnheime bauen und unterhalten. Darum habe ich mit meiner Fraktion eine Offensive für bezahlbaren Wohnraum für Studierende vorgelegt. Darin fordere ich ein Bund-Länder-Programm zum Bau von öffentlich geförderten Wohnheimen, um Druck von den Wohnungsmärkten in den Uni-Städten zu nehmen.
Um das selbstbestimmte Studieren zu fördern und ökonomischen Druck zu reduzieren, wollen wir Grünen das BAföG zu einer Grundsicherung für Studierende umbauen. Diese beinhaltet einen Garantiebetrag für alle Student*innen und einen Bedarfszuschuss für jene aus einkommensärmeren Elternhäusern. Der Garantiebetrag wird direkt und automatisch an die Studierenden überwiesen. Studiengebühren lehne ich weiterhin ab.
Geht es um die kommende Legislaturperiode, müssen wir aber auch über die Zukunftsfrage Nummer eins sprechen: den Klimaschutz. Damit künftigen Generationen auch später noch einen lebenswerten Planeten vorfinden, müssen wir die nächsten vier Jahre konsequent nutzen, um auf den 1,5°C-Grad-Pfad zu kommen und Klimaneutralität herzustellen.



Foto: Alexander Gonschior

Heike Hänsel (Die Linke): Bundestagsabgeordnete und stellvertretende Fraktionsvorsitzende:

Wir wollen, dass Studieren nicht mehr am Geld scheitert: das BaföG soll rückzahlungsfrei und bedarfsgerecht werden und für alle, die es benötigen. Zulassungsbeschränkungen und alle Studiengebühren wollen wir über ein Bundesgesetz abschaffen. Wir wollen die Hochschulen öffnen für Menschen mit Fachabitur, abgeschlossener beruflicher Ausbildung oder vergleichbarem Abschluss. Den Zugang zum Master wollen wir zulassungsfrei gestalten. Wir wollen ein Mentoringprogramm für Studierende aus Nichtakademiker:innenfamilien. An jeder Hochschule braucht es dafür Ansprechpartner:innen.
Wir streiten bundesweit für verfasste Studierendenschaften mit allgemeinpolitischem Mandat. Hochschulgremien sollen paritätisch besetzt werden, sodass alle Statusgruppen, auch die Studierenden, gleich stimmberechtigt vertreten sind. Wir wollen einen Tarifvertrag für studentische Beschäftigte. Unbefristete Arbeitsverhältnisse müssen die Norm werden. Wir wollen eine 50-prozentige Frauenquote auf jeder Karrierestufe durchsetzen und das Professorinnen-Programm zu einem Programm für die Förderung von Frauen auf allen Karrierestufen weiterentwickeln.
Für einen schnelleren Aus- und Aufbau digitaler Infrastrukturen an den Hochschulen sollen von Bund und Ländern zusätzliche finanzielle Mittel durch einen Hochschuldigitalpakt zur Verfügung gestellt werden. Digitale Medien dürfen nicht zum Einfallstor für Privatisierung der Bildung durch private kommerzielle Anbieter, Unternehmen oder Verlage werden. In Bildungseinrichtungen eingesetzte Software sollte freie Software sein. Wir fordern die Verankerung von Zivilklauseln an allen Hochschulen und allen wissenschaftlichen Einrichtungen sowie die Förderung von Friedensforschung.



Foto: Fionn Große

Martin Rosemann (SPD): Bundestagsabgeordneter und stellvertretender Sprecher für Arbeit und Soziales:

Bildung ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen und später auch für einen guten Arbeitsplatz. Deshalb darf Bildung nicht vom Geldbeutel der Eltern abhängen. Ich will mich weiterhin dafür einsetzen, dass auch Menschen mit weniger privilegierter Herkunft die Möglichkeit haben, sich ihre Lebensträume zu erfüllen und ggf. auch ein Studium aufnehmen und finanzieren können.

Dafür müssen zum einen die Grundvoraussetzungen für das Studieren selbst verbessert werden, damit überhaupt mehr junge Menschen aus Nichtakademikerhaushalten Zugang zu einem Studienplatz haben.
Zum anderen geht es aber auch um das persönliche Umfeld, in dem Studieren erst möglich wird. Dazu gehört für mich zum Beispiel, dass Studierenden in Tübingen ausreichend bezahlbarer Wohnraum zur Verfügung stehen muss. Auch werde ich weiterhin für eine angemessene Bemessung des BAföG, genauso wie für seine regelmäßige Anpassung an die Preisentwicklung im Lande, eintreten.
Aber, wenn wir über die Finanzierung eines Studiums reden, dann müssen wir uns auch um das Thema Neben-Jobs kümmern, die für viele Studierende so wichtig zum Überleben sind. Dass so viele dieser Arbeitsstellen wegen der Corona-Krise weggefallen sind, ist ein Riesenproblem. Auch hier werde ich mich für konkrete Lösungen einsetzen!

Hinweis:
Von der Alternative für Deutschland (AfD) haben wir kein Statement erhalten.

26.9. WAHLTAG!



Jonathan Pflanzer (22)

hatte die Wahl zwischen Wahlberichterstattung und Waldspaziergang.

Gendern:
*-Stunde der Polarisierung



Das Gendern hat viele Anhänger*innen und viele Gegner*innen. Der Konflikt zwischen den beiden Lagern wird häufig sehr emotional ausgetragen. Aber um was geht es dabei denn genau und ist Gendern überhaupt die richtige Lösung gegen Diskriminierung in der Sprache?

Das Verb „gendern“ beschreibt die Bemühung um einen Sprachgebrauch, der Menschen jeden Geschlechts gleiche Sichtbarkeit in der Sprache gewähren soll. Doch warum das Ganze? Es geht darum, dass Sprache Macht hat.

Die Macht des generischen Maskulinums suggeriert nicht nur jungen Mädchen, sondern der ganzen Gesellschaft, dass Berufe wie Arzt, Politiker und Präsident nur für die männlichen Mitbürger bestimmt seien. Wie zwei Studien in Grundschulklassen in Belgien und Deutschland zeigten, trauen sich Kinder verschiedene Berufe eher zu, wenn die entsprechenden Bezeichnungen gegendert sind. Aber aktuell ist die Liste von Berufen und Beschreibungen lang, bei denen “Frauen ja mitgemeint sind”.

GESCHICHTE DES GENERISCHEN MASKULINUMS

Überraschenderweise wurde die Frage, ob das Maskulinum auch Frauen mit einbezieht, in der Vergangenheit von den politischen Lagern anders beantwortet als jetzt. Heute ist klar, dass Konservative „die Bürger“ als auch Frauen einbeziehend verstehen, während Feminist*innen in der Ausschließung der Frau eine Diskriminierung erkennen. Die heutigen Konservativen urteilen anders als jene vor hundert Jahren. Der konservative Schriftsteller und Ethnologe Erich Wustmann forderte, dass die Zeitungen von Arbeitern und Arbeiterinnen reden sollten, anstatt von männlichen und weiblichen Arbeitern. Diese Ansicht vertrat er allerdings nicht, weil er Frauen in der Sprache sichtbar machen wollte, denn Wustmann war alles andere als ein Feminist. 1908 kritisierte er, dass Universitäten Frauen den Titel “Doktor” verliehen, der in seinen Augen sowohl sprachlich als auch in sonstiger Hinsicht nur zu Männern passte. Er hätte Frauen am liebsten ganz von den Universitäten ausgeschlossen und kommentierte: „Die Verschrobenheit der Sprache ist ja nur das Abbild von der Verschrobenheit der Sache.“ Um in männlich dominierte Bereiche einzudringen, eigneten sich Frauen – in der Vergangenheit und heute – das Männliche an – ob durch ihren Kleidungsstil, ihr generelles Auftreten oder eben sprachlich. Im Jahre 1928 wandte sich der Jurist und Frauenrechtler Léonard Jenni mit einer Petition an das Schweizer Parlament. Er forderte das Frauenstimmrecht mit der Begründung, dass mit der Bezeichnung „Stimmbürger“ sowohl Frauen als auch Männer gemeint seien, dass also ein generisches Maskulinum vorliege. Das Parlament allerdings verstand es als spezifisch (als nur Männer meinend) und lehnte das Gesuch mit der folgenden Begründung ab: „Wenn man nun behauptet, dass der Begriff auch die Schweizer Frauen in sich schließen sollte, so überschreitet man die Grenzen der zulässigen Interpretation und begeht damit einen Akt, der dem Sinne der Verfassung widerspricht“. Seit 1971 das Frauenwahlrecht in der Schweiz eingeführt wurde ist in der Verfassung von „Stimmbürgern und Stimmbürgerinnen“ die Rede, während im deutschen Grundgesetz durchgängig das generische Maskulinum gebraucht wird.

Ein neuer Denkansatz: War eine geschlechtergerechte Sprache früher einfach nicht nötig, weil Frauen und Männer in gesellschaftlich getrennten Bereichen unterwegs waren? War die männliche Form immer spezifisch und Frauen wurden erst, als sie langsam in die männlichen Bereiche eindrangen, mitgemeint? Die Frau hielt sich in der privaten Sphäre auf, der Mann in der öffentlichen. Kinder gingen oft auf getrennte Schulen; wieso sollte man von „Schüler*innen“ sprechen, wenn man entweder nur Schüler oder nur Schülerinnen vor sich hatte? Wieso sollte man einen Brief an die „lieben Kollegen und Kolleginnen“ schreiben, wenn keiner von ihnen weiblich war? Frauen eigneten sich Männlichkeit an, um mehr Chancen und Rechte zu bekommen. Doch sind wir heute nicht weiter? Sollte es heute nicht möglich sein, Frau und politische oder intellektuelle Akteurin gleichzeitig zu sein?

Gender Gap: Demonstriert durch Unterstrich (Leser_innen), Sternchen (Leser*innen) oder Doppelpunkt (Leser:innen) die Vielfalt der Geschlechter. Der Duden hat sich zu der Version mit dem Sternchen bekannt. Allerdings ist diese Version für Sprachanfänger*innen schwerer zu lernen und kann ggf. beim Lesen irritieren.

WORUM GEHT ES BEI DER DEBATTE UM DAS GENDERN (EIGENTLICH)?

Die aktuelle Debatte zeigt: Das Thema Gendern scheint immer mehr zu polarisieren. So verfasste das Justizministerium um Christine Lambrecht im Oktober letzten Jahres einen Gesetzesentwurf im generischen Femininum und erntete dafür harte Kritik. Der Entwurf wurde unter anderem als “möglicherweise verfassungswidrig” betitelt. Prof. Dr. Abels, die an der Universität Tübingen unter anderem zu Gender Studies forscht, erklärt, die starke Ablehnung geschlechtergerechter Sprache komme “vorrangig aus konservativen Kreisen”. Schließlich hat ihre Verwendung viel mit einem Ablegen und Reflektieren von Gewohnheiten zu tun.

(Ent)gendern nach Phettberg:
Hierbei geht es darum, das Geschlecht ganz aus der Sprache zu nehmen. Phettberg setzt an den Wortstamm einfach ein »y« und verwendet den Artikel »das« (das Lesy statt der*die Leser*in); im Plural wird zusätzlich ein »s« angehängt (die Lesys). Ein Nachteil ist die schwere Nachvollziehbarkeit und die starke Abwandlung der bestehenden Wörter.

Außerdem gebe es in Zeiten des Wandels auch diejenigen, die “Identität und Halt in eher rückwärtsgewandten, vermeintlich ‘guten alten Zeiten’ suchen”, beschreibt Professorin Abels, “nur, dass diese Zeiten nicht für alle gut waren, übersehen sie dabei”. Es gehe aber auch um die Ablehnung geschlechtergerechter Lebensverhältnisse, meint Frau Abels. “Insofern ist hier die Diskussion über Sprache Ausdruck einer grundlegenderen Infragestellung sozialer Verhältnisse”. Sprache bilde aus sozialkonstruktivistischer Sicht Realität ab, schaffe und verändere diese und könne so, durch das Gendern, bestehende Geschlechterverhältnisse reflektieren.

FREUND*IN ODER FEIND*IN?

Die Bewegung des Genderns hat neben starken Befürworter*innen auch starke Gegenstimmen. Um die Argumente der Gegner*innen zu untersuchen haben wir mit Herr Prof. Groß der Universität Tübingen gesprochen, dessen Forschungsgebiet die Makrosoziologie ist. Die Gender-Debatte betrachtet er als eine Variante der Identitätspolitik. Es geht also um Gruppen in der Gesellschaft, die sich politisch für ihre Bedürfnisse einsetzen. Professor Groß sieht einige Probleme der Gender-Debatte: Die beklagte Benachteiligung kann man zwar gut begründen, werde aber nicht von allen Menschen, auch nicht von allen Frauen, gesehen. Ob das generische Maskulinum denn überhaupt nicht-repräsentativ für Frauen ist, werde zurzeit in einer noch nicht entschiedenen Debatte diskutiert. Zudem erscheinen die gestellten Forderungen stellenweise unklar, zum Beispiel welche Regeln beim Gendern befolgt werden sollen. „Es ist damit weder eindeutig klar, ob ein Problem überhaupt existiert, noch ist klar, wie es gelöst werden soll“, meint Herr Groß. Auf der anderen Seite ist der Aufwand für die Gesellschaft, den das „Gendern“ mit sich bringt, nicht unbeträchtlich – so sollen unter anderem lang eingelebte Sprachgewohnheiten geändert werden. Manche Forderungen nach Umstellungen in Verwaltungen bringen zusätzlich einen erheblichen finanziellen Aufwand. Darüber hinaus werde die Forderung nach dem „Gendern“ oft auch als Gängelei eines eher kleinen elitären Kreises wahrgenommen, der seine Forderungen in einem moralisierenden Duktus verbreite. Besonders wenn sich Menschen selbst nicht durch die Sprache benachteiligt fühlen, würden der persönliche Aufwand schnell zu hoch und der Nutzen als zu gering eingeschätzt, um sich für eine sprachliche Umstellung einzusetzen.

Binnen-I:
Bei dieser Version werden sowohl Mann als auch Frau angesprochen: z.B. LeserInnen. Der Nachteil ist, dass nicht-binäre Geschlechter ausgeschlossen werden und das große I mit einem kleinen i verwechselt werden kann.

Umschreibende Nomen:
Durch geschlechtsneutrale Nomen wie “Lesende” werden alle in einer neutralen Beziehung angesprochen.

SPRACHEN IN LEBENSGEFAHR?

Während Gegner*innen von gendergerechter Sprache in Deutschland sich in Social Media über einen vermeintlichen #Gendergaga auslassen und in einigen wenigen Fällen vor Gericht ziehen, haben sie in Frankreich einen Triumph erzielt: Dort hat Bildungsminister Jean-Michel Blanquer ein Gesetz auf den Weg gebracht, das das Gendern in der öffentlichen Verwaltung verbieten soll. Und er ist nicht der einzige Widersacher der gendersensiblen Sprache in Frankreich: Die Académie française, die die Vereinheitlichung der französischen Sprache überwacht, hat 2017 in einer Stellungnahme den Wandel hin zu einer inklusiveren Sprache als „péril mortel“, als tödliche Gefahr, beschrieben.

Ausformulierung:
Neben den ganzen neuen Schreibarten ist auch das Ausschreiben möglich. Z.B. “Leserinnen und Leser”. Das benötigt jedoch mehr Platz im Satz und kann dadurch langatmig wirken.

Dr. Inga Hennecke, akademische Rätin am Institut für Romanistik, die sich vor allem mit Französisch, Spanisch und Portugiesisch beschäftigt, sieht das Bestreben, diskriminierende Sprache zu vermeiden und Frauen miteinzubeziehen, weitestgehend als Konsens. Diskussionen gebe es vor allem dann, wenn es um typografische Strategien gehe, wie z.B. das Gendersternchen oder den Doppelpunkt im Deutschen. Diese Diskussion sei vor allem in Frankreich konfliktgeladen, da das Land eine sehr puristische Sprachpolitik verfolge, erklärt sie.

Auch Spanien hat, ähnlich wie Frankreich, eine offizielle Stelle, deren Aufgabe die Überwachung der Sprache ist – hier heißt sie Real Academia. Auch sie stellt sich aktiv gegen gendergerechte Sprache. Aber warum weigern sich Spanien und Frankreich so hartnäckig gegen inklusive Sprache? Warum wird aus einem Raum voller Studentinnen plötzlich ein Raum voller Studenten, sobald ein Mann ihn betritt? Inga Hennecke erklärt: „Die Argumentation ist, dass das System des generischen Maskulinums nun einmal existiere und jeder Mensch es verstehe. Deswegen gibt es keinen Grund es zu ändern. Gendern mache die Sprache sperrig und unverständlich.“ Das Gendern sei im Französischen und Spanischen aber genauso möglich. „Die Debatte um gendergerechte Sprache ist absolut führenswert. Der Wandel ist zwar langsam, denn Menschen lassen sich nicht gern vorschreiben, wie sie zu reden haben, aber man merkt, dass man etwas bewirken kann, in kleinen Schritten.“

Französisch:
Dopplung : Hommes et femmes / Les candidats et les candidates / Le ou la fonctionnaire
Vermeidung genderspezifischer Formen (z.B. Les personnes)
Typographische Strategien: Querstrich (Le/la fonctionnaire nommé/e à ce poste), Klammern (Les administrateurs(trices) sont parti(e)s en congé.), Punkt (Les agent.e.s sont tenu.e.s d’arriver à l’heure.), Mittelpunkt (Cher·e·s lecteur·rice·s)
Inklusive Pronomina : Sg. iel / yel/ ielle / al Pl. Elleux / Iels / Euxes / Als

Spanisch:
Dopplung : Los niños y las niñas
Vermeidung genderspezifischer Sprache: z.B. El personal sanitario (anstatt Enfermeras y médicos)
Typographische Strategien: („x”, “e”, “@” o „o/a”) Ellxs / Elles / Ell@s / Ellas/os

UND NUN?

Die Debatte ums Gendern ist so sehr umstritten wie erwünscht. Bis es jedoch eindeutige Regeln zu den Forderungen der Befürworter*innen gibt, stehen noch viele Debatten bevor. Tagesaktuell verfolgen wir den emotional ausgetragenen Kampf um eine Sprache, die sich stetig verändert. Die “Sprache von Goethe und Schiller” ist schon lange nicht mehr unser Alltag. Ob mit oder ohne Gesetze, die Sprache wird sich verändern und hoffentlich in eine Richtung, in der sich alle Geschlechter gleichermaßen akzeptiert fühlen. Doch der Ausgang dieser Debatte steht noch in den Sternen.



Hannah (21), Kristina (21), Laura (22), Maren (20)

hatten die Wahl, einmal keine provokante Diskussion anzufangen.

WÄHREND ANDERE
WASSERRUTSCHEN BAUEN
PUMPEN WIR THERMALWASSER
FÜR DEINE GESUNDHEIT



alb THERMEN
BAD URACH

Dein Biobad

Reines Thermalwasser aus der Biosphäre der Schwäbischen Alb
wird mit 60° Celsius aus der Tiefe gefördert

albnatura.de

„Mit Bäumen und Graffiti gegen den Status Quo“

Wenn die Kunst in der Qual der Wahl verloren geht, S.53

Große Liebe gesucht



Foto: Laetitia Gloning

Menschen treffen täglich rund 200 Entscheidungen bezüglich ihres Essens. Wie komplex wird die Sache dann erst, wenn es sich um möglicherweise lebensentscheidende Fragen wie die Liebe dreht? Wo kann ich die Person antreffen, die mir morgens frisch gepressten Orangensaft ans Bett bringen wird? Vielleicht auf Tinder?

Eine Partnerin oder einen Partner zu finden, ist heute ein einfaches Unterfangen – das sollte man zumindest meinen. Denn die Auswahl ist so groß wie nie zuvor: Man kann die ganze Welt bereisen und in verschiedenen Städten studieren, Partner*innen-Portale und Dating-Apps gibt es wie Sand am Meer. Meine Großmutter musste sich in ihrer Jugend mit dem „Heiratsmaterial" anfreunden, das es in ihrem Dorf gab. Die Situation sieht bei mir wesentlich komfortabler aus. Die Auswahl an potenziellen Partner*innen ist um ein Vielfaches größer. Doch andererseits erweist sich dieser Segen auch als Fluch. Es ist fast so, als wenn ich vor der Tübinger Eisdiele „Porto Pino" stehe und nur eine Kugel Eis essen möchte: Im ersten Augenblick freue ich mich über die riesige Auswahl. Denn das Sortiment ist erlesen und vielfältig, die bunten Farben lachen mich an und jede verspricht Genuss. Doch im zweiten Augenblick bin ich bedrückt, weil mir klar wird, dass ich nur eine Kugel essen wollte und daher nicht alle Sorten auf einmal probieren kann. Eine Entscheidung muss her. Das Dilemma bleibt das gleiche wie bei meiner Großmutter, nur die Dimensionen haben sich verschoben.

SUCHEN WIE TED MOSBY

Doch das Schöne ist, dass es heutzutage eine Vielzahl an Beziehungsvarianten gibt. Unsere Möglichkeiten so divers wie noch nie: Ob man nun in einer monogamen Beziehung, einer offenen Beziehung oder polyamor leben möcht, alles ist möglich. Des Weiteren gibt es die Möglichkeit, sich nicht zu binden und die Vorteile des Single-Daseins zu nutzen. Wer also keine Lust auf eine Kugel Eis hat, der ist auch nicht dazu gezwungen. Niemand braucht heutzutage eine*n Partner*in. Dennoch, das zeigt sich zumindest in meinem Umfeld, wünschen sich die meisten Menschen aber noch immer genau das: Jemanden, mit dem man treu und über viele Jahre zusammen leben kann. Doch die Herausforderung besteht darin, diese wunderbare Person eben überhaupt erst zu finden. Denn die Suche gestaltet sich oft schwierig: Man denke nur an Ted aus „How I Met Your Mother", der neun Staffeln braucht, um endlich seine Traumfrau zu finden. Eine denkbare Anlaufstelle für die Suche nach einer Beziehung ist Tinder: Runtergeladen und zack – schon die ersten Matches. Es funktioniert schnell und gewährt eine nützliche Übersicht über datingwillige Menschen in der näheren Umgebung.

Außerdem ist die Kontaktaufnahme angenehm: Nur wenn beide Parteien nach rechts wischen, gibt es ein Match. Wenn man einen Korb bekommt, weil man eine Person nach rechts sortiert hat und sie einen nach links, dann lässt sich diese Ablehnung gut verkraften. Man riskiert bei einer Zurückweisung keine mitleidigen oder verächtlichen Blicke, so wie das beim persönlichen Ansprechen im Club oder vor der Unibibliothek der Fall sein kann. Doch andererseits hat Tinder den Nachteil, dass man nicht genau weiß, welche Erwartungen und Wünsche die Person hat, mit der sich gerade ein Match ergeben hat. Hendrik, 24 Jahre alt macht einen sympathischen Eindruck, aber ist er überhaupt an einer Beziehung interessiert? Oder ist er eher auf einen One-Night-Stand aus? Was erhofft er sich von unserem Date?

DIE UNGEWISSE FREIHEIT

Die Soziologin Eva Illouz hat sich genau mit diesem Phänomen auseinandergesetzt und in ihrem Buch „Warum Liebe endet" die Bedeutung eines zentralen Gefühls herausgestellt, nämlich das Gefühl der Ungewissheit. Illouz zeigt, dass diese Ungewissheit eine Folge unserer individuellen Wahlfreiheit ist. Wir leben in einer Zeit, in der wir die Wahl haben und die Wahl auch haben wollen. Das gilt für viele Aspekte des Lebens – man denke nur einmal an den hunderte Seiten langen



Stracciatella, Himbeere oder doch lieber Zitrone? Die Eisauswahl im „Porto Pino". *Foto: Laetitia Gloning*

Studienführer – und trifft auch im Bereich von Liebe und Beziehung zu. Das sorgt dafür, dass starre Regeln wegfallen: ohne Frage ein großer Vorteil. Jede*r kann für sich die passende Beziehungsform finden. Ist das geschafft, so kann man sich noch eine Person suchen, mit der man diese Form von Beziehung leben möchte. Freiheit pur! Doch genau darin steckt auch die große Herausforderung: Man muss herausfinden, was man selbst möchte und darf in Anbetracht der zahlreichen Möglichkeiten nicht den Kopf verlieren.

Das geht auch an dem Punkt weiter, wenn man sich für eine Beziehung entschieden hat. Auch hier findet sich Ungewissheit: Passen mein*e Partner*in und ich überhaupt zusammen? Denn es gibt ja noch so viele andere schöne Söhne und Töchter! Also macht man dann doch Schluss, weil man sich nicht sicher ist, ob die Anziehung wirklich groß genug ist. Ob das wirklich das „Wahre" ist?! Dann die nächste Beziehung. Doch auch hier ist nicht alles rosarot und nach kurzer Zeit melden sich wieder Zweifel: Ist der oder die überhaupt die richtige Person an meiner Seite?

AUFARBEITUNG STATT PERFEKTION

Vor einiger Zeit hörte ich diesbezüglich eine Aussage von einer Psychologin, die mir bis heute im Kopf geblieben ist: Sie meinte, dass es nebensächlich sei, mit wem wir eine Beziehung eingehen würden. Schlussendlich komme es auf die Arbeit an, die man in die Entwicklung der Beziehung stecke. Entscheidend sei die Aufarbeitung der eigenen Probleme mit dem oder der Partner*in. Denn in den meisten Fällen sei es so, dass man seine Probleme von einer Beziehung in die nächste trage. Und so würden in jeder Beziehung, die man führe, früher oder später dieselben Probleme auftreten - was wiederum bedeute, dass man eine Reihe an Beziehungen beende, und zu dem Schluss käme, einfach noch nicht die richtige Person getroffen zu haben. Der abschließende Rat der Psychologin lautete folgendermaßen: Vertrauen, Kommunizieren, sich gegenseitig bestärken, den Dingen Zeit geben. Wenn diese Faktoren beachtet würden, dann könne man mit praktisch jeder Person eine funktionierende Beziehung führen.

Ich bezweifle, dass das in jedem Fall zutreffend ist. Schließlich gibt es Menschen, bei denen die Chemie einfach nicht stimmt. Doch im Kern halte ich diesen Hinweis für wertvoll. Denn durch zahlreiche herzzerreißende Filme und Bücher wurde mir suggeriert, dass es diese eine Person gibt, mit der sich plötzlich die perfekte Beziehung führen lässt. Doch vielleicht liegt der Schlüssel zu einer intakten Beziehung einfach in mir selbst. Die Vorstellung, dass es nicht „die Eine" oder „den Einen" gibt, ist nicht unbedingt die Romantischste. Andererseits erlöst sie mich von der fast unlösbaren Aufgabe, unter den sieben Milliarden Menschen auf der Welt die eine ominöse Person zu finden, die für mich geschaffen wurde.

So muss man sich, auch in einer Welt der grenzenlosen Möglichkeiten, schlussendlich entscheiden. Man darf sich von den Zweifeln und der Ungewissheit nicht kleinkriegen lassen. Das gilt in der Liebe, bei der Studienwahl und selbstverständlich auch in der Eisdiele. Friedrich der Große (so behauptet es zumindest das Internet) brachte es einst folgendermaßen auf den Punkt:

„Der schlimmste Weg, den man wählen kann, ist der, keinen zu wählen."



Laetitia Gloning (22)

hatte die Wahl zwischen Entspannen oder zu viel über das Leben nachzudenken.

Wenn die Kunst in der Qual der Wahl verloren geht



Foto: Maren Seehuber

Abstrakt. Viele können mit diesem Wort in Bezug auf die Kunst nur sehr wenig anfangen. Dabei ist es genau das Wort, das oft benutzt wird, um moderne Kunst zu beschreiben – sie ist unwichtig, skurril, denn anfangen kann man mit ihr wenig. Abstrakt genug, um sich von ihr abzuwenden. Abstrakt ist aber wichtig, denn Kunst lässt sich nicht in einem einzelnen Wort zusammenfassen. Abstrakt sind Pablo Picasso, Shakespeare, Broadway, Michelangelo, Da Vinci und noch so viele mehr, denn sie tragen Namen, die jeder kennt und die sich doch nur schwer auf unsere Realität beziehen lassen. Zumindest scheint das der allgemeine Eindruck zu sein.

Falsch. Denn Kunst lebt und atmet noch immer in all ihren abstrakten, vielfältigen Formen. Oder zumindest hat sie das, bis Corona den Schlussstrich zog. Die Pandemie lehrte uns mit der Qual der Wahl, der Langweile unserer verschwommenen Tage umzugehen. Abiturbälle entfielen, Onlineformate haben sich entwickelt, ein Ersatz für die Realität vor 2020. Online in der Kunst ist allerdings nicht so einfach. Wie geht es den Menschen, die die Qual der Wahl nicht hatten? Die erstickt wurden mit dem Zwang etwas online zu performen, das online eigentlich nicht funktionieren kann?

MEHR ALS NUR ZEITVERTREIB

Denn Kunst atmet, Kunst lebt davon, dass die Zuschauer im Theater das Glitzern in den Augen der Schauspieler*innen sehen, dass die Sitze vibrieren, dass man das Atmen auf der eigenen Haut spüren kann. Kultur ist nicht nur Zeitvertreib, etwas Uninteressantes, das einfach zur Seite geschoben werden kann. Auch, wenn das nun passiert ist. Keiner von uns hat die Onlineformate der Kunstmuseen genutzt und schlenderte virtuell durch die Säle. Keiner hat ein Ticket bezahlt, um die Oper online zu hören. Stattdessen fingen die Künstler*innen an, in unseren Supermärkten als Aushilfen zu arbeiten.



Foto: Maren Seehuber

Versteckt hinter der Maske der Gleichgültigkeit, die Corona der Kulturszene zeigte. Man könnte meinen, ich übertreibe, der Wert der Kunst sei verloren gegangen, sei verdrängt worden von TikTok und Netflix. Abgesehen davon ist Kunst doch eh ein viel zu weiter Begriff. Sie ist langweilig, veraltet, Museen doch kurz vor der Schließung. Falsch. Kunst hatte schon immer eine enorme Kraft, vor allem dann, wenn der Rest still war. Kunst ist der Spiegel der Gesellschaft, ein Spiegel, den man nicht einfach abhängen kann und gehört genauso zur Demokratie wie der Journalismus und die Meinungsfreiheit.

MIT BÄUMEN UND GRAFFITI GEGEN DEN STATUS QUO

„Kunst ist das Element im Weltinhalt, ganz allgemein könnte man sagen, wo der Mensch erfährt, dass es der Punkt ist, aus dem heraus etwas in die Welt kommt.“, sagte Joseph Beuys einmal. Ein Künstler, der verwirrte und trotzdem enorm viel bewegte. Es war dieser Künstler, der aus Protest die erste von 7.000 Eichen pflanzte, die Kassel heute grün machen und der seine Kunst dazu nutzte, um gemeinsam mit Düsseldorfer Studierenden gegen den Numerus Clausus mit und für die direkte Demokratie zu kämpfen.

Ein anderes Beispiel ist die Kunst auf der Berliner Mauer. Schon vor ihrem Fall ab etwa 1961 übertraten Künstler*innen von West-Berlin aus, die Grenze, um ihre verbotene Kunst auf der Mauer zu realisieren. Viel bekannter allerdings sind die noch heute stehenden Mauerreste, die in ein wunderschönes Kunstwerk der Erinnerung verwandelt wurden. Die sogenannte 1,3 km lange East Side Gallery ist das Zuhause von über hundert bekannten Kunstwerken von Künstler*innen aus zwanzig verschiedenen Ländern und ist ein Symbol für Frieden, Einheit, Freiheit und dem Wunsch nach Veränderung. Die Mauer beinhaltet Werke wie das Kunstwerk von Birgit Kinder, das Bild eines Trabanten, der die Mauer durchdringt und an die vielen Deutschen erinnert, die versuchten nach West-Berlin zu fliehen. Kunst, die in der Geschichte so eine Macht hatte, dass sie beseitigt werden musste, da sie der Ideologie widersprach.

Allein das sollte genug sein, um den Wert der Kunst zu verstehen, ihr mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Denn das alles liegt nicht nur in der Vergangenheit, die moderne Kunst hat diese Tradition weitergeführt. Auch heute ist Kunst noch immer mächtig, wichtig und Teil unserer Herzen. Sie ist Repräsentation und Identifikation und gerade in Zeiten, wie der des letzten Jahres, in der sich so viele allein gefühlt haben, umso wichtiger. So wie das Gedicht von Amanda Gorman bei der Amtseinführung von Joe Biden Amerika Trost spendete, kann jeder sich auf seine eigene Art in der Kunst wiederfinden. Denn sie ist nicht nur abstrakt, ein Bild für die Gebildeten, es ist vielmehr das Gefühl, verstanden zu werden und aufgehoben zu sein. Kunst kann die Welt verändern und blüht in allen Farben, wenn man ihr den Raum dazu schenkt.

Leider verblasst sie momentan stumm. Wäre es nicht an der Zeit das zu ändern? Zurückzugeben an die, die uns verstanden fühlen lassen, die uns ein unbeschreibliches Gefühl geben am Ende eines Theaterstücks oder beim Betrachten eines Bildes? Sollten wir diesen Gefühlen nicht mehr Raum schenken, statt sie als unwichtig abzutun?



Hannah Krämer (19)

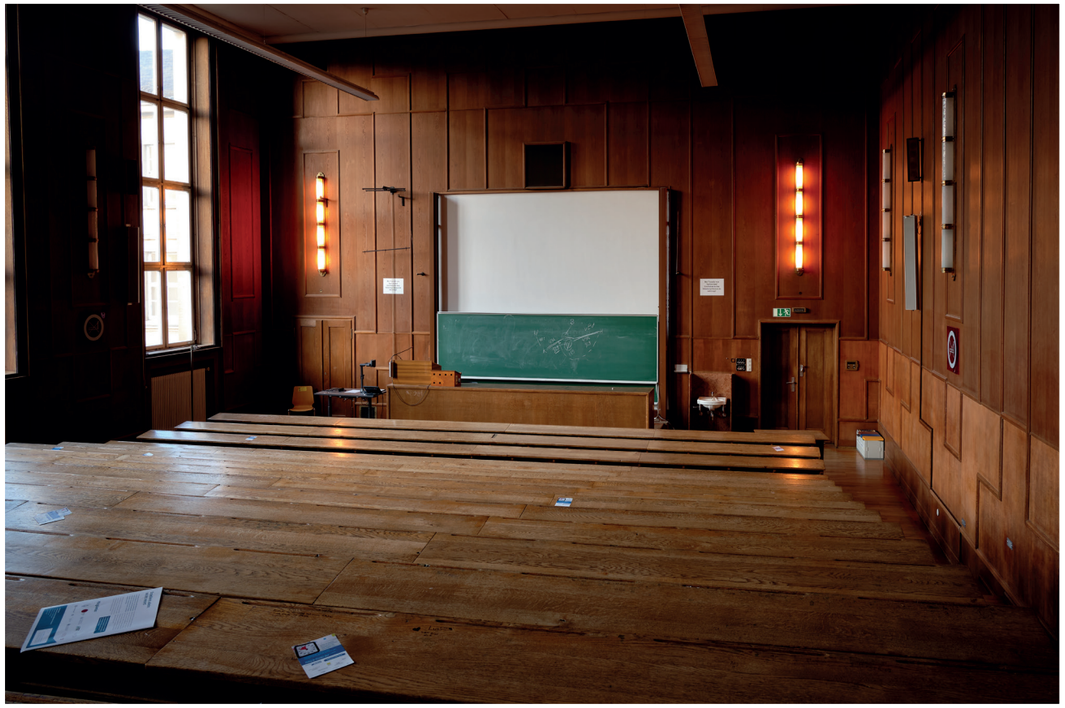
hatte die Wahl zwischen Kunst und Kultur.

„Jede junge Generation war ja schon immer die schlimmste, seit den Zeiten von Platon“

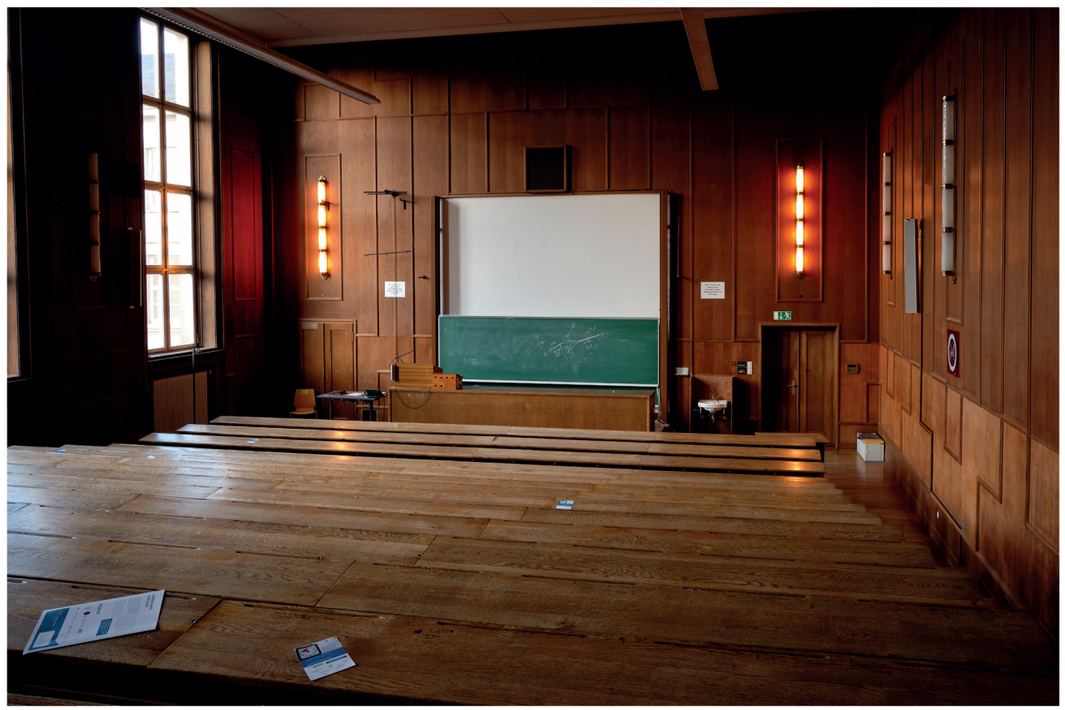
Auf eine Tasse Kaffee mit Professor Schlumberger, S.59

RÄTSEL RATEN!

ORIGINAL



FINDE DIE 9 FEHLER!



Fotos: Jonathan Kamzelak

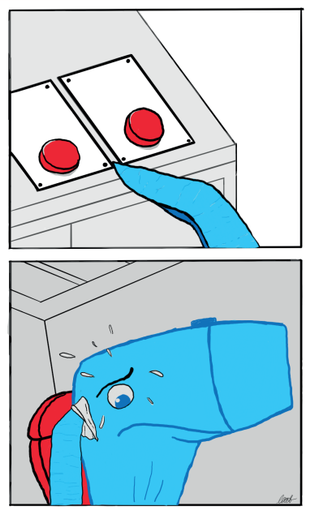
Auflösung ⟶ S.65!

Q	V	K	K	F	Z	R	S	I	N	E	T	E	M	P	O	R	E	J	J	B	Z	S
B	D	W	I	L	H	E	L	M	S	T	R	A	E	U	E	H	A	C	S	Y	O	N
E	E	N	J	I	S	C	H	I	E	B	E	P	A	R	K	P	L	A	T	Z	V	E
D	L	A	H	H	A	B	P	T	D	A	T	S	T	S	E	W	G	W	Y	R	Y	C
T	F	R	S	A	G	H	D	U	A	L	B	R	E	F	P	U	K	K	M	S	I	K
R	I	W	I	R	S	C	Q	P	N	E	C	K	A	R	J	S	F	M	I	K	Y	A
O	N	A	F	V	N	E	T	R	A	G	R	E	H	C	S	I	N	A	T	O	B	R
S	Y	L	B	L	A	K	C	U	K	C	U	K	B	F	E	J	S	C	H	A	F	M
S	N	E	G	N	U	H	C	I	L	T	N	E	F	F	E	O	R	E	V	S	L	A
E	Y	G	O	E	T	H	E	H	G	M	A	L	S	R	E	F	P	U	K	D	Q	U
R	P	A	L	M	E	R	L	E	L	L	E	T	S	N	E	G	R	O	M	T	E	E
R	W	A	H	L	O	E	S	T	E	R	B	E	R	G	Z	V	L	U	L	C	D	R
O	H	I	A	L	F	Q	F	A	H	R	R	A	D	T	U	N	N	E	L	Q	Q	Y
Q	C	U	O	X	Z	O	N	L	F	C	N	I	L	R	E	D	L	E	O	H	K	Z
Z	P	Z	E	H	C	R	I	K	S	T	F	I	T	S	P	C	C	W	U	P	N	U
J	E	G	T	F	L	I	E	G	E	W	I	E	S	E	E	Q	D	C	F	H	G	L

Find the following words in the puzzle.
Words are hidden ↑ ↓ → ← and ↘

BOTANISCHER GARTEN
DELFIN
FAHRRADTUNNEL
GOETHE
HOELDERLIN
KUCKUCK
KUPFERBLAU
KUPFERSLAM
LIEGEWIESE
MORGENSTELLE
NARWAL
NECKAR
NECKARMAUER
OESTERBERG
PALMER
RESSORT
SCHAF
SCHIEBEPARKPLATZ
SINE TEMPORE
STIFTSKIRCHE
VEROEFFENTLICHUNGEN
WAHL
WESTSTADT
WILHELMSTRAßE

4			6			3		
	8			9	3		7	6
		7		8	4		2	
6					1	5		
	7	4					1	
8				5			4	3
	2					7	6	
			7		6		3	
	4		2	3	5			



Qual, der Wal. *Künstlerin: Katrin Tenus*

Simulationspatientin



Ein Job, der sowohl schauspielerisches Talent als auch pädagogische Kritikübermittlung fordert.

Meike, 22, Psychologiestudentin, arbeitet neben ihrem Studium als Simulationspatientin. Was dieser Job beinhaltet, ist an seiner Bezeichnung bereits deutlich erkennbar. Eine Krankheit, ob psychisch oder physisch, wird erlernt und dann im Seminar dargestellt, sodass Studierende der Psychologie, Medizin oder auch Hebammenwissenschaften üben können, ohne gleich mit einer realen Situation konfrontiert zu sein.

Bevor die tatsächliche Arbeit beginnt, bekommt Meike ein Skript, in dem genau beschrieben wird, wer dargestellt werden soll. Die Beschreibung beinhaltet nicht nur die Krankheit, die dargestellt werden soll, sondern auch die Persönlichkeit und familiäre Hintergründe, für die bestmögliche Vorbereitung auf die Rolle.

Bei der Vorbereitung auf die nächste Krankheit nutzt Meike gerne YouTube-Dokumentationen, die oft sehr gut beschreiben, was eine bestimmte psychische Krankheit ausmacht. Die Entwicklungen dieser Rollen sind sehr aufwendig und dürfen deshalb nicht preisgegeben werden. Ungefähre Beispiele sind psychische Krankheiten, wie Essstörungen oder Depressionen, aber auch physische Beschwerden, wie Rückenschmerzen oder Platzwunden, oder eine Geburt.
Besonders bei psychischen Krankheiten achtet Meikes Chefin bei der Zuteilung der Rollen darauf, dass sich der/die Simulationspatient*in mit der Rolle wohlfühlt. Gibt es eine persönliche Vorgeschichte mit einer Krankheit, oder hat man anderweitig Unbehagen mit einer Rolle, ist es einem selbst überlassen, ob man sie übernehmen möchte oder nicht.

„Ich habe gemerkt, dass es gerade bei psychischen Erkrankungen, die teilweise immer noch stigmatisiert sind in unserer Gesellschaft, gar nicht so einfach ist, sich diese anzueignen, weil man selten Bekanntschaften hat, die gerade diese psychische Erkrankung schon hatten und dann auch ganz offen darüber sprechen."

Was psychische Krankheiten angeht, kann man oft auch ein bisschen auf das eigene Gefühl achten. Auch ohne selbst eine Zwangsstörung zu haben, kennen die meisten Menschen das Gefühl „oh, habe ich dran gedacht den Herd auszumachen". Es ist der Ansatz eines Ticks, was es erleichtert, diese Krankheit nachzuspielen, aber auch die Herausforderung birgt, sich davon abgrenzen zu können, um es nicht ins Privatleben mitzuschleppen.
„Ich glaube man wird einfach ‚selbst-aufmerksamer' in manchen Situationen"

Vor Antritt der Rolle vor Studierenden, wird ein Rollentraining mit der Chefin absolviert, wo noch einmal besonders darauf geachtet wird, ob alles sitzt.
Eine große Herausforderung in diesem Job sieht Meike bei dem zweiten Teil der Arbeit, der Rückmeldung.

Nehmen wir das Beispiel einer psychischen Krankheit. Hier muss Meike während der simulierten Therapie ständig in ihrer Rolle bleiben und gleichzeitig darauf achten, was eine*n Patient*in an der Therapie oder dem/der Therapeut*in stören oder auffallen könnte. Sei es ein abschweifender Blick oder eine unangenehme Wortwahl. Nach der simulierten Sitzung muss dem/der Studierenden dies dann als Feedback übermittelt werden. Auch hierfür bekommen Simulationspatient*innen ein besonderes Training, sodass diese Kritikübermittlung möglichst pädagogisch und vor allem konstruktiv ausfällt.
Im Großen und Ganzen ist es ein anspruchsvoller Job, der viel Neues und Spannendes bringen kann, ob für die eigene Zukunft oder den Umgang mit befreundeten Personen in Not. Sich über einen langen Zeitraum mit einer anderen Persönlichkeit so innig zu beschäftigen, kann die eigene Empathie und die allgemeine Menschenkenntnis unterstützen.



Holly Geiß (24)

hatte die Wahl zwischen aufstehen und liegenbleiben.

Prost to New Experiences



Before we came to Tübingen from Ankara, we were not sure about experiencing Erasmus in the times of Corona, since we thought that it would not be the same as life before the pandemic. After we decided that it could still be an awesome experience and challenge, we were full of excitement and were looking forward to arriving in Tübingen. Knowing that the process of getting accepted would be rough, we felt even more excited after getting accepted by our exchange university. When we landed in Tübingen for the first time, we felt that all the paper work and preparation was worth the effort. Because, when seeing the Neckarbrücke for the first time, we felt amazed by the nature and the colorful buildings. The view was even more beautiful than we had seen in pictures of Tübingen.

When we first came to our dormitory, we were welcomed in a warm way and started to meet with our dormmates. There were both international students and some local students and we felt very lucky to have such a multicultural environment and making new friends. These people showed us around and we saw the boxes in the streets that were full of nice and useful stuff for people in need. They called these boxes “Zu Verschenken” and when we first came here, we did not have much stuff, so we really benefited from them. We appreciated this culture as it can be beneficial for the environment and it can make a more minimalist point of view for people. Also, what surprised us, was the focus on the environmentalist agenda in Tübingen. Since many people recycle their trash and use bikes for public transport, our first impression was that in Tübingen the natural environment is an important issue.



However, after all these beautiful experiences we had some struggles in this small city. Since German is not our mother tongue, sometimes it was hard to communicate with people. We learned basic German words from these conversations, and we still use those words. Also, being without any sense of familiarity about the city challenged us in the beginning, especially concerning directions. It took a long time for us to learn how to come to our dormitory and how the buses work. We even got a ticket punishment for our first day in Tübingen because we were so confused about the system. However, like the basic words we learned from conversations, we learned about the transport and ticket system here.

So, for us, living in another country was a bit challenging in the beginning but we got used to this amazing cultural shock and found joy. We are very glad that we chose Tübingen as an Erasmus university and we enjoy it every single day by meeting new people and experiencing the culture. If we would have another chance to choose an Erasmus city, we would choose Tübingen again.



Ecem Bengü Atakul & Damla Irem Üstüntas

hatten die Wahl, dieses Semester den internationalen Artikel zu schreiben.

Professor Oliver Schlumberger

Virologie, Germanistik oder doch Politik? Es gibt viele Wege, die man vor, während und nach dem Studium gehen kann. Professor Oliver Schlumberger spricht mit unserem Redakteur über seinen Werdegang, wie sich das Lehren an der Uni verändert hat und die Wichtigkeit, auch Anderes zu erkunden als nur das eigene Studium.



Foto: Prof. Oliver Schlumberger

Kupferblau: Vielleicht zum Einstieg: Sind Sie eher Kaffee- oder Teetrinker?

Professor Schlumberger: Beides. Parallel.

KB: Sie haben Ihren Zivildienst im Institut für Hygiene in Tübingen gemacht und dann waren Sie auch noch Laborassistent in Bremen. Wie kam es eigentlich dazu, dass sie dann doch in Richtung Politik gegangen sind?

Schlumberger: Tatsächlich habe ich mir überlegt, dass Virologie ganz interessant wäre, aber da war mir auch klar, dass man viele Jahre braucht, um an den Punkt zu kommen, dass man sich darauf spezialisieren kann; bis dahin Herbarien kleben und irgendwas auswendig lernen wollte ich nicht. Gleichzeitig hatte ich eine Schulfreundin, die nach der 10. Klasse für ein Jahr nach Israel ging und für ein Versöhnungsprojekt gearbeitet hat. Dort hatte sie dann ihren späteren Mann kennengelernt, der mit ihr zurückkam. Die beiden sind in den Schulferien öfter nach Israel gefahren, um dort beispielsweise Bücher zu kaufen – damals gab es noch kein Internet oder Amazon. Er hatte mir dann gezeigt, was er da so gekauft hatte, und ich dachte, das kann ja kaum wahr sein: Du denkst, du liest den Klappentext, dabei ist es die Titelseite, und man kann noch nicht mal die Seitenzahl lesen, irgendwie muss das ja machbar sein. Und natürlich gab es dann diese Frage des Konflikts dort. Meine Erstmotivation für Politik war schon: Wie geht das, dass wir so viele Menschen, wie wir auf dem Planeten sind und uns nicht ständig die Köpfe einschlagen? Geht das überhaupt, und wenn ja, wie? Und so bin ich dann ins erste Semester gegangen.

KB: Am Ende des Politikwissenschaft-Studiums ist ja nicht immer ganz klar, in welche Richtung man gehen soll. Wie war das für Sie? Wussten Sie genau, wo Sie hingehen?

Schlumberger: Ich hatte noch Germanistik als Nebenfach und da gab es das Angebot einer vollen Stelle im Brechtbau. Das hätte mir auch Spaß gemacht, denn das war eine ganz nette Gang von jungen Leuten. Der Leiter war auch ein sehr kompetenter Mensch, der mit vielen interessanten, kreativen Autoren befreundet war. Das war die eine Möglichkeit; die andere ergab sich eher durch Zufall – da hatte Deutschland sein Kontingent zur OSZE-Wahlüberwachung (Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa) in Bosnien nicht voll bekommen. Also bin ich kurzfristig hineingerutscht für drei Wochen in Zagreb und für das Wahlwochenende dann an der bosnisch-kroatischen Grenze. Das war sehr spannend, denn es war die Zeit direkt nach Ende des Jugoslawien-Krieges. Ich war an einem Konfliktherd an der bosnisch-kroatischen Grenze eingesetzt, als es in Kroatien auch noch weniger demokratisch zuging als heute. Das war das Regime Tuđman. Die Regierungspartei hatte bis dahin die

Bürgermeister gestellt. Der Regierungsparteikandidat in meinem Bezirk wollte dann auch immer mit den Wählern in die Wahlkabine und den Leuten erklären, wie wählen geht, und natürlich um danach zu sehen, dass sie ihr Kreuz auch an der „richtigen Stelle“ machten. Und da waren Zehntausende Menschen, die da wirklich Stunde um Stunde – viele mit Amputationen und anderen Kriegsverletzungen – Schlange standen, einfach nur um wählen zu können. Sehr berührend. Und anders als bei der Wahlbeobachtung, wo man ja nur zuschaut und dokumentiert, nicht aber in den Prozess eingreifen darf, kann man als Wahlüberwacher der örtlichen Polizei auch Anweisungen geben: Du entscheidest, ob du mehr Personal vor Ort brauchst oder wie die Abläufe sein sollen. Das war eine wichtige Erfahrung. Schließlich bekam ich drittens das Angebot einer halben Stelle hier am Institut für Politikwissenschaft unter meinem Vorgänger, und das war mir dann doch näher als die Stelle bei den Germanisten. So war das.

sehen hatte, war: Man spielt Tennis, pflegt andere Hobbies, und alle hören einem zu und finden, dass man recht hat. (lacht) Das war meine Vorstellung davon, und dass man ganz gut verdient. None of this is true today. (lacht) So hat sich das Berufsbild schon sehr verändert, denke ich. Mein Vorgänger hat mich einmal zur Seite genommen und gesagt, heute würde er den Job nicht mehr machen, wenn er sieht, wie das bei mir inzwischen läuft.

KB: Wenn wir jetzt gerade beim Thema Veränderung sind, Sie sind ja seit 2009 Professor. Was hat sich seitdem merklich verändert?

Schlumberger: Die Grundvoraussetzungen, mit denen die Studis an die Uni kommen, haben sich Ende der Neunziger und Anfang der 2000er sehr verändert. Also um Welten. Und das hört sich jetzt ein bisschen negativ an. Ich überlege gerade, was sich zum Positiven sagen lässt. Es gibt immer noch, trotz allen

„Die Grundvoraussetzungen, mit denen Studis an die Uni kommen, haben sich Ende der Neunziger und Anfang der 200er sehr verändert.“

KB: Das heißt, am Ende Ihres Studiums wollten Sie gar nicht Professor werden?

Schlumberger: Nein, um Gottes Willen.

KB: Es hat sich einfach so ergeben?

Schlumberger: Ja. Früher dachte ich immer, es sei cool Prof zu sein. Was ich gewerschlechterten Rahmenbedingungen – und da zählt sicher die Bologna-Reform dazu –, immer noch helle Leute, die gut, motiviert, talentiert sind und sich auch für etwas begeistern können. Das fehlt mir auch manchmal so ein bisschen, das ist jetzt nicht neu. Jede junge Generation war ja schon immer die schlimmste, seit den Zeiten von Platon. Manchmal finde ich es nur schade, dass Leute etwas studieren, und es ist ja weiterhin ein Privileg, studieren zu können, dass Viele sich dann so wenig dafür interessieren, was man da dann so macht. Da denk ich manchmal „schade, vielleicht gibt es was Anderes, vielleicht wärst du ein hervorragender Landschaftsgärtner und würdest total dafür brennen“. Gleichzeitig haben wir aber auch einen Druck zur Noteninflation. Erstens, weil wir natürlich wollen, dass unsere B.A.-AbsolventInnen auch einen M.A.-Platz bekommen, wo immer sie dann auch hingehen. Und auf der anderen Seite werden unsere Mittel nach der Anzahl der Studierenden und nach Studienabschlüssen zugeteilt. Manchmal wäre es besser, wenn man Leute vielleicht einfach mal ins Gespräch nehmen würde und fragen würde: „Was ist es denn, wofür du wirklich brennen würdest?“ Ich glaube, es gibt ganz wenige Menschen, die sich nicht für irgendetwas begeistern. Es muss nicht ja immer Politikwissenschaft sein. Vielleicht ist es was Anderes. Und es ist auch kein Drama, wenn man das mit inzwischen siebzehn oder achtzehn Jahren noch nicht weiß, wenn man an die Uni kommt. Ich wusste es auch nicht. Es wäre auch seltsam, wenn man das so genau wüsste. Man hat in dem Alter noch nicht so viel ausprobiert. Und Dinge ausprobieren, das geht leider unter den heutigen Rahmenbedingungen nicht mehr so gut.

KB: Wobei man heutzutage mehr Auswahl hat als je zuvor…

Schlumberger: Wir haben schon ein sehr strenges Korsett, das vorgegeben ist durch die Studienordnungen und durch die was-weiß-ich-wie-vielen Semesterwochenstunden, die man so studiert. Da ist es realistisch ja gar nicht mehr drin, sich anständig auf alle einzelnen Veranstaltungen vorzubereiten. Was auch schade ist: Dass man dann noch viel weniger Zeit hat, um über den Tellerrand hinauszuschauen. Ich bin jetzt kein Verfechter von Interdisziplinarität um ihrer selbst willen, aber es gibt doch schon sehr viele interessante Angebote - sei es in unserem Fach, sei es darüber hinaus - wo es sich lohnen würde und einem den eigenen Horizont erweitern würde, solche auch wahrzunehmen. Es würde die Studis, sehr pathetisch gesagt, in der Reifung ihrer Persönlichkeit weiterbringen, wenn man auch mal links und rechts mehr wahrnimmt als die Pflichtlektüre. Einfach mal wo hingehen, wo jemand Interessantes etwas erzählt, und ich spüre, dass die Zeit, die Freiheit und die Möglichkeit nicht mehr so da sind. Manche nutzen es und sagen „Ja, sei's drum. Geh ich halt n Jahr länger studieren.“ Aber das musst du dir ja auch erst mal leisten können, und dafür muss man dann wieder mehr jobben, dann beißt sich die Katze in den Schwanz. Das macht es alles nicht einfacher. Also, klar gab es immer schon eine Regelstudienzeit und sowas, es war aber in der Regelstudienzeit sehr wohl möglich, das Pflichtpensum in Haupt- und Nebenfach zu studieren und trotzdem nebenher noch eine Sprache zu lernen, mal in Studium Generale Vorträge zu gehen oder andere Sachen zu machen.

KB: Wir sind inzwischen im dritten Online-Semester. Wie funktioniert die Online-Lehre, ist es besser geworden über die Zeit und was wird auch auf lange Sicht noch bleiben?

Schlumberger: Das können Sie besser beurteilen als ich, weil sie mehr Varietät sehen in der Online-Lehre. Ich kenn nur meine (lacht) und die ist wahrscheinlich nicht besser geworden, aber der Mensch findet sich mit vielem ab. Ich finde es trotzdem besser, sich persönlich sehen zu können, weil man viel mehr mitkriegt an Vibes, an Reaktionen, wer denkt gerade nach, wer ist gerade ganz woanders. Man kriegt viel mehr als Lehrender vom Raum mit, als zwei Mal auf den Kacheln hin und her zu blättern, wo zwanzig von vierzig das Video ausgeschaltet haben. Das ist zäh. Ich muss schon zugeben, ich schimpfe ja viel auf das ZDV, aber inzwischen funktionieren zumindest die Grundfunktionen ganz gut. Klar, deutlich später als an anderen Unis, aber immerhin.
Am Anfang dieses Semesters habe ich meine Studis gefragt, wie es denn so geht und der Tenor war schon, dass man müde ist, „scheiß Online-Unterricht“ und „wir wollen das nicht mehr“ und „wir wollen normal Uni haben“. Verständlich. Und mir ist es, wie gesagt, auch lieber, mit Studis zusammen im Raum zu sein, weil man viel eher spontan etwas zwischenwerfen kann oder man einen ad-hoc Kommentar dazwischen hat. Es gibt einfach mehr Leben. Was mich jetzt nicht stört, ist, dass es hier auf dem Gang nicht jeden Tag von morgens bis abends laut ist, weil irgendwelche Kurse gerade aus sind und vierzig Leute hin oder her latschen und sich unterhalten. Das ist eher mal angenehm. (lacht) Aber das ist eine Erleichterung, deren Preis eindeutig zu hoch wäre, wenn es nur darum ginge. Dann lieber offline-unterrichten. Es gibt aber auch Vorteile, keine Frage. Wir haben dieses Semester fünf Leute eingeladen aus irgendwoher. Die kann ich natürlich auf Zoom einfach zuschalten und muss nicht viel überlegen und es ist nicht ein Rattenschwanz an Logistik dran: Ab wo können die fliegen, was ist ihr Budget, was ist mein Budget, wo kann ich sie unterbringen, gibt es überhaupt noch Zimmer und dann ist irgendeiner wieder Prinzessin und möchte in diesem Hotel nicht oder will nur erste Klasse fliegen und was weiß ich. Das ist natürlich einfacher.
Man kann also einfacher ein breiteres Spektrum an Input für Studierende anbieten - wenn man das möchte.

KB: Was hätten Sie als Student gerne gewusst, was sie heute wissen?

Schlumberger: Alles! (lacht). Also einerseits, dass es sich lohnt, zu rackern und sich zu interessieren, andererseits gibt es ja schon auch Sachen, die wichtiger sind. Also ich lebe jetzt nicht in der Illusion, dass Politikwissenschaft das Wichtigste im Leben ist. Ich glaube, es lohnt sich herauszufinden, was das wirklich Wichtige im Leben ist. Das heißt nicht, dass das mit unserem Fach gar nichts zu tun hat, das ist ja auch für Jede/n was Anderes. Aber ich glaube, ich hätte es damals nicht formulieren können was es ist, vielleicht kann ich das heute auch nicht, aber danach zu suchen ist wichtig und lohnt sich.



Urs Winterhalder (26)
hatte die Wahl zwischen der Volksfront von Judäa und der judäischen Volksfront.

Ein Interview mit Lisa Federle

INITIATORIN DES TÜBINGER MODELLPROJEKTS



Foto: Muriel Brummer

In Tübingen aufgewachsen und hier studiert, arbeitet Lisa Federle seit 2004 als leitende Notärztin und betreibt eine Hausarztpraxis auf dem Österberg. Im Jahr 2015 entwickelte sie eine rollende Arztpraxis und versorgte damit Geflüchtete und obdachlose Menschen. 2020 wurde das Arztmobil im Rahmen der Corona-Pandemie als Teststelle umfunktioniert. Damit initiierte Federle das Tübinger Modellprojekt. Kupferblau im Gespräch mit der Tübinger Ärztin, die 2020 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde.

Kupferblau: Guten Tag, Frau Federle, Sie sind in Tübingen aufgewachsen, hier zu Schule gegangen und haben an der Universität Tübingen Medizin studiert. Welche Erinnerungen verbinden Sie mit ihrer Studienzeit?

Federle: Sehr schöne Erinnerungen insofern, dass ich wahnsinnig gerne Medizin studiert habe und so happy war, als ich sofort einen Studienplatz bekommen habe, nachdem ich mit 30 das Abitur hatte. Das war einer der schönsten Tage in meinem Leben. Aber natürlich habe ich eine andere Studienzeit erlebt als ein normaler Student, weil ich im Schnitt mindestens 10 Jahre älter als meine Kommilitoninnen und Kommilitonen war. Trotzdem hatten wir viel Spaß in unseren Seminaren. Danach bin ich jedoch immer sofort nach Hause gegangen und hatte nicht die Chance, irgendwo rumzuhängen oder mit jemandem etwas zu machen.

Kupferblau: Sie sind auf einem untypischen Weg zu ihrem Medizinstudium gekommen. Was hat sie dazu bewegt, Ihren eigenen Weg durchzuziehen?

Mit 9 habe ich meiner damaligen besten Freundin gesagt, dass ich Medizin studieren und Missionsärztin werden wolle und dieses Ziel hatte ich auch immer vor Augen. Auch als ich mit 11 Jahren durch den frühen Tod meines Vaters aus der Bahn geworfen wurde. Damals habe ich mich in eine Bücherwelt geflüchtet und nichts mehr für die Schule getan. Mit 17 bin ich dann von der Schule abgegangen, hatte nicht mal einen Hauptschulabschluss und habe dann rasch hintereinander zwei Kinder bekommen.



Foto: Raimund Weible

Kupferblau: Wie blicken Sie heute auf die Zeit zurück?

Ich schaue gerne zurück und habe erst gemerkt, wie anstrengend die Zeit war, als mein Sohn (der auch Medizin studiert) mich kurz vor seinem Physikum ständig anrief und sich beschwert hat, wie anstrengend alles sei. Im Nachhinein ist mir aufgefallen, dass ich wohl ein super Gedächtnis haben muss, weil ich kaum Zeit zu lernen hatte, aber mir Sachen gut merken konnte.

Wie haben sie Ihr Studium finanziert?

Anfangs, als die Kinder noch klein waren und ich alleinerziehend war, habe ich abends in einer Kneipe gearbeitet und Nachtschichten im Notdienst gemacht. Außerdem habe ich eltern-unabhängiges Bafög bekommen.

Welche Kompetenzen haben Sie aus Ihrer Tätigkeit in der Gastronomie mitgenommen?

Die Kompetenz, dass ich mit allen Menschen kann. Egal ob es jetzt der Professor oder der Obdachlose um die Ecke ist – ich kann mich mit jedem unterhalten und finde zu allen einen Zugang. Dort habe ich so viele Schicksale erlebt, dass ich für vieles Verständnis habe. Ich habe seitdem einen anderen Blick auf die Gesellschaft.

Mit ihrem Projekt der rollenden Arztpraxis haben Sie im Jahr 2015 sowohl Geflüchtete in ihren Notunterkünften als auch obdachlose Menschen behandelt. In der Corona-Pandemie wurde die rollende Arztpraxis in ein mobiles Testzentrum umgewandelt. Beide Male haben Sie gehandelt, als viele andere nur zuschauten. Was fehlt ihrer Meinung nach in unserem politischen und sozialen System?

Das frage ich mich auch (lacht). Ich glaube, dass die Politik oft einfach nicht an der Basis nachfragt. Es funktioniert eben nicht, Politik vom Schreibtisch aus zu machen. Das sehen wir auch jetzt in der Corona-Krise wieder.

Sie sitzen für die CDU im Kreistag und haben 2011 für den Landtag kandidiert. Ihre sozialen Projekte waren jedoch alle parteiungebunden. Wie stehen Sie heute zur CDU?

Sagen wir mal so: Wenn es ernst wird und es um wichtige Dinge geht, dann steht die Partei für mich nicht an höchster Stelle. Für mich steht grundsätzlich immer der Beruf als Ärztin an erster Stelle. Letztlich geht es in so einer Krise nicht um Parteien, sondern um das Wohl der Menschen. Das bemängele ich auch an der Krisenbewältigung in Baden-Württemberg. Ich hatte das Gefühl, hier läuft Wahlkampf und es geht nicht unbedingt um die Krise.

Sie haben am 8. Juni gemeinsam mit Jan Josef Liefers und anderen bekannten Personen den Verein „BewegtEuch“ gegründet, um die sportliche Aktivität von Kindern zu fördern. Wie werden Sie dies konkret umsetzen?

Das Projekt wird von der Universität wissenschaftlich begleitet, um festzustellen: Wie geht's Kindern mit Sport und wie geht es ihnen ohne Sport. Uns geht es darum, für die Kinder zu kämpfen. Sollte es noch mal zu so einer Krise kommen, sollte nicht mehr alles dicht gemacht werden, denn den Kindern geht es sehr schlecht dabei. Unsere Förderer, wie zum Beispiel der Fußballprofi Thilo Kehrer, Smudo von den Fantastischen Vier oder auch EU-Kommissar a.D. Günther Oettinger, übernehmen deutschlandweit Patenschaften für Kinder aus finanziell schwachen Familien. Den Kindern wird damit der Beitrag für einen Sportverein und die Ausrüstung gezahlt. Bisher haben wir uns in der Pandemie immer um die alten Menschen gekümmert, jetzt geht es um die Kinder.

*Wie stehen sie zu Liefers Aussagen bei der #allesdichtmachen-Kampagne, bei der verschiedene Schauspieler*innen sich kritisch zu den Corona-Maßnahmen äußerten?*

Jan und ich sind schon lang befreundet und haben uns regelmäßig über die Pandemie ausgetauscht. Ich habe ihm das Testen sogar beigebracht. Deshalb weiß ich, dass er kein Querdenker ist. Ich glaube, den Künstlern ging es einfach darum, auf ihre schwierige Situation aufmerksam zu machen. Ob Satire dafür das adäquate Stilmittel war, darüber kann man streiten. Aber für mich ist es ein Unterschied, ob irgendwelche Politiker solche Aussagen machen oder ob das jetzt Künstler machen. Das muss anders betrachtet werden.

„Wenn es ernst wird und es um wichtige Dinge geht, dann steht die Partei für mich nicht an höchster Stelle.“

Wie sehen sie die Lage der Studierenden in der Corona-Pandemie?

Ich glaube, es war total schwierig. Meine Kinder studieren auch und da habe ich gesehen, wie hart es war, von der Uni ausgesperrt zu sein und in einer Stadt allein zu sein. Beim Studieren geht es ja auch um den Austausch mit anderen und um das Leben neben der Uni.

Finden Sie, dass wir richtig mit der Corona-Pandemie umgegangen sind?

Ich glaube, dass wir um die Lockdowns nicht drumherum gekommen sind. Aber ich glaube, dass wir viel zu wenig angepackt haben in den Schulen, Unis, Kindergärten und so weiter. Es gibt viele Möglichkeiten, wenn man danach sucht.

Sehen sie Chancen und positive Auswirkungen der Corona-Krise?

Ich habe gemerkt, wie viele Menschen total hilfsbereit und dankbar sind, wenn man etwas tut. Ich sehe eine Chance darin, diese Hilfsbereitschaft zu bündeln und auch in der Politik miteinzuplanen.

Wie stehen Sie zu Boris Palmer?

Ich komme mit Boris sehr gut aus. Ich bin damals mit der Idee auf ihn zugegangen, Tübingen für ein Testprojekt zu öffnen. Und da hat er sofort mitgemacht und es sich auf die Fahne geschrieben. Trotzdem fand ich es toll, wie er sich da eingesetzt hat. Nur mit seinen Aussagen sollte er besser aufpassen. Als Politiker hat er eine bestimmte Funktion und Verantwortung. Er ist schwierig, aber ein kluger Kopf und er tut was für die Stadt Tübingen.

Haben Sie schon Ideen für ein neues Projekt?

Nee… (Lacht). Mir reicht jetzt erstmal die neue Aufgabe mit dem Verein.

Vielen Dank für Ihre Arbeit und das Interview, Frau Federle und alles Gute für ihr neues Projekt.



Muriel Brummer (22)

hatte die Wahl zwischen Schupfnudeln und Ofenkartoffeln.



Auflösung Rätsel

7	9	1	8	5	6	3	2	4
4	5	2	1	7	3	6	8	9
6	8	3	2	4	9	7	5	1
2	7	8	9	3	4	5	1	6
3	1	4	5	6	2	8	9	7
5	6	9	7	8	1	4	3	2
8	2	7	6	9	5	1	4	3
9	3	6	4	1	8	2	7	5
1	4	5	3	2	7	9	6	8

IMPRESSUM



Kupferblau Nr. 44, Juli 2021

Das von Tübinger Studierenden organisierte Campusmagazin Kupferblau erscheint einmal im Semester. Wir informieren über sämtliche Themen rund um das Studierendenleben und Tübingen - sowohl in der Printausgabe als auch online unter www.kupferblau.de. Die Kupferblau bietet mehr als „nur“ eine Mitarbeit als Journalist*in. Auch Anzeigen-Akquise, Fotografie, Illustration, Layout und Marketing gehören zu den Aufgaben der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Wilhelmstraße 30
72074 Tübingen

Web: www.kupferblau.de
E-Mail: redaktion@kupferblau.de
print-redaktion@kupferblau.de

Druck: Druckerei Deile GmbH
Auflage: 2700

Herausgeber:
Marvin Feuerbacher

Chef*innenredaktion Print (V.I.S.D.P.):
Pascal Luh

Chef*innenredaktion Online (V.I.S.D.P.):
Sinem Tuncer
Clara Eiche

Redaktion:
Alexander Schwab, Anna-Karina Ulbert, Anne Abraham, Cedric Kirchhöfer, Clara Eiche, Daniel Böckle, David Endl, Ekaterina Sharova, Ellen Lehmann, Hagen Wagner, Hannah Krämer, Helena Geibel, Holly Geiß, Isabel H. Jarama, Johanna Pahl, Jonas Grauer, Jonathan Pflanzer, Jonathan Kamzelak, Julia Gonser, Kai Bergmüller, Kamilla Berentei, Katharina Steffen, Kristina Remmert, Kyll Langheinrich, Laetitia Gloning, Lara Peters, Laura Kotte, Laura Winter, Maren Schrabback, Maren Seehuber, Marie Geisbusch, Marie Lohmann, Marvin Feuerbacher, Maximilian Hansche, Michelle Pfeiffer, Muriel Brummer, Nina Schieting, Pascal Luh, Rafael Keroglou, Ronja Hornik, Sina Gramlich, Sinem Tuncer, Sophie Vollmer, Tara Ulrich, Urs Winterhalder

Coverfoto:
Thomas Dinges
Lars Krause

Layout & Design:
Lars Krause

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Vervielfältigung, Speicherung und Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.

**Hast du Lust mitzumachen?
Dann melde dich per Facebook oder per
Mail an redaktion@kupferblau.de**



Weitersagen!

Kunde werben und Prämie kassieren

- **Empfiehl Deinen Freunden einen unserer Strom- oder Erdgastarife**
- **Kassiere € 75,– Danke-Prämie***
- **Geht ganz einfach:**
  swtue.de/kunden-werben-kunden

PS: Du musst kein swt-Kunde sein, um die Prämie zu erhalten!

*Sommer-Prämie gilt für den Aktionszeitraum, danach € 50,– pro erfolgreichem Vertragsabschluss.

swt. Stadtwerke Tübingen

WIR WIRKEN MIT.

Hol dir das Notlagenstipendium der Verfassten Studierendenschaft

Damit dein Studium nicht am Laptop scheitert

Du bist in finanzielle Not geraten und hast keine Rücklagen?

Ein kaputter Laptop oder eine unvorhergesehene Nachzahlung gefährdet dein Studium?



This picture is licensed under the Creative Commons Attribution-Share Alike 4.0 International license. Attribution: Santeri Viinamäki

STUDIERENDENRAT TÜBINGEN

Bis zu drei Monate unterstützen wir Studierende in Notlagen – mit bis zu dem BAföG-Höchstsatz.

rückzahlungsfrei, solidarisch, unkompliziert

Alle Infos zu benötigten Unterlagen, Kontaktdaten und für wen eine Förderung in Frage kommt auf

stura-tuebingen.de/notlage

ViSdP: Verfassten Studierendenschaft , Wilhelmstraße 30, 72074 Tübingen CC:BY;SA